

CAUX

INFORMATIONSDIENST
DER
MORALISCHEN AUFRÜSTUNG

DOSSIER

Information

NR. 5, 6
MAI, JUNI 1990
42. JAHRGANG

Demokratie heute und die Rolle der Minderheiten



TEXT ZUM NACHDENKEN
von Klaus Bockmühl
Seite 7

29. April 1990 um 12 Uhr in Stans, Kanton Nidwalden: das traditionelle Harsthorn erklingt als Zeichen der Eröffnung der Landsgemeinde, der Versammlung der Stimmberechtigten.



Liebe Leser,

«Eine Doppelnummer und ein eher anspruchsvolles Thema!», denken Sie vielleicht beim Öffnen dieser Ausgabe. Da Stimmen unterschiedlichster Menschen aus ganz verschiedenartigen Ländern und Situationen der Nummer ein besonderes Gepräge geben, braucht man aber ob der Länge nicht zu erschrecken.

Immer mehr Staaten sehen sich mit der Frage nach dem Inhalt, den ethischen Voraussetzungen und der Funktionsfähigkeit des demokratischen Systems konfrontiert.

Ebensoviele entdecken, dass sie sich dringend um das Zusammenleben der verschiedenen Volksgruppen innerhalb ihrer Grenzen kümmern müssen, damit deren schöpferischer Beitrag neu entdeckt und gefördert wird.

Die jüngsten Ereignisse und Entwicklungen in so unterschiedlichen Ländern wie Südafrika und Polen, Nicaragua und der UdSSR, um nur einige zu erwähnen, beweisen dies.

Auch in der Frage der europäischen Integration gewinnen die Regionen und Minderheiten Europas an Bedeutung. Ende April fand in Brüssel eine «Tagung der Regionen Europas» statt. Zu den Ursachen und Perspektiven dieser neuen Entwicklung äussert sich in dieser Ausgabe der Südtiroler Senator Dr. Karl Mitterdorfer, gestützt auf seine jahrelange Erfahrung als Vertreter der deutschsprachigen Bevölkerung Norditaliens und auf seine Arbeit im Europäischen Parlament (EG) wie auch im Europarat.

In der Rubrik ZUM NACHDENKEN finden Sie einen Text des Theologen Dr. Klaus Bockmühl mit dem Titel: «Lasst uns Hörer sein». Er beschreibt die unerlässliche Grundausrüstung für jeden, der sich für eine echte Demokratie einsetzen will, in der alle, Mehrheit und Minderheiten, ihre kreative Rolle wahrnehmen können.

Inhalt

Was macht eine Demokratie lebensfähig?	3-4
Demokratie im Aufbau:	
Zwei Gespräche mit Mitbegründern von Solidarität und KOR über die Herausforderung an Polens junge Demokratie	4-5
Hoffnungen, Anliegen, Meinungen junger Polen	6
ZUM NACHDENKEN: Dr. Klaus Bockmühl	7-10
Eindrücke von einem Seminar in Leipzig über «Föderalismus und Demokratie»	11
Unser Porträt:	
Pionier eines andern Europas: Senator Karl Mitterdorfer	12-13
Zukunftsweisende Vorschläge für das Zusammenleben der Volksgruppen Höhen und Tiefen im Leben eines demokratisch gewählten Minderheitsvertreters	13
	14-15
Caux-Konferenz einmal anders	16

Fotos: BIT, Bräckle, Franzon, Molcar, Spreng
Zeichnungen: Einar Engebretsen

Caux-Information

Redaktion: Dr. Konrad von Orelli, Verena Gautschi, René Jacot, Margrit Schmitt-Gehrke, Marianne Spreng

Administration und Redaktion: Postfach 4419, CH-6002 Luzern, Telefon 041 42 22 13

Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen: MRA Bücherdienst, St. Antoniusstrasse 6, D-6532 Oberwesel-Urbur

Abonnement: Schweiz: Fr. 32.-, Deutschland: DM 42.-, übrige Länder: sFr. 37.-

Postscheckkonten: Schweiz: 60-2680-8, Caux Verlag, CH-6002 Luzern
Deutschland: 70435-757 Postscheckamt Karlsruhe, Caux Verlag, CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise: 12mal jährlich

Druck: BUGRA SUISSE Buechler Grafino AG, 3084 Wabern-Bern

Was macht eine Demokratie funktionsfähig?

Diese Frage stellte sich in allen Teilen der Welt seit dem Ende des letzten Weltkrieges immer wieder.

Als ich 1946 zum ersten Mal an einer Tagung in Caux teilnahm, hatte ich gerade mein juristisches Staatsexamen bestanden und eine Doktorarbeit in Verfassungsrecht über Fragen der Demokratie geschrieben.

Aber die Leute, die ich dort traf und die zum Teil aus Gefängnissen, Straflagern und dem Untergrund ihrer Länder kamen, stellten diese Fragen aus bänglichem, brennendem und verwundetem Herzen. Es war für sie kein akademisches Problem.

Ja...er nach dem Krieg

Auch der Bürgermeister von Hiroshima und Nagasaki und die 49 andern Ange-

...Tausende heute

Und heute werden wir im Westen von Hunderttausenden, die sich vom Joch der kommunistischen Herrschaft befreien, dasselbe gefragt. Sicher denken manche von ihnen an die begehrten Zinsen aller Art, welche die Freiheit einträgt. Aber andere machen sich auch Gedanken darüber, wie und von wem das Kapital an Charakter, Verantwortung und Vertrauen investiert werden soll, das offensichtlich erforderlich ist, wenn die Gewalt weicht.

Ein starkes Getränk

Demokratie ist wohl die menschenwürdigste, aber auch die schwierigste Lebensform für alle, Regierende und Regierte. Warum? Freiheit ist ein starkes

stets die Freiheit und die Möglichkeit, mit Hilfe anderer die Gesellschaft und die Institutionen zu ändern.

Wofür lebe ich?

Diese Möglichkeit stellt uns Tag und Nacht vor die Frage: «Wofür lebst Du?» Als meine Frau und ich längere Zeit in Afrika arbeiteten, pflegten uns die Menschen dort zu sagen: «Wofür einer lebt, spricht lauter als seine Worte.»

Lieblingstheorien in Frage stellen

Eine funktionsfähige Demokratie setzt ein gutes Mass an Charakter im einzelnen und in der Gesellschaft und ein allgemeines Minimum an moralischer Infrastruktur voraus. Und auch Horizont und Verantwortung! Es heisst furchtlos, aber gleichzeitig geduldig und tolerant gegenüber Andersartigen und Andersdenkenden zu sein. Man braucht die Fähigkeit des Zuhörens und dazu die Bereitschaft, seine Lieblingsidee, seine besten Erfahrungen und die Konsequenzen, die man daraus gezogen hat, immer neu in Frage zu stellen. Offen sein für die Wahrheit, wie sie kommt, wann sie kommt, von wem sie kommt. – Beweglich sein und doch sich selber treu.

Tyrannie und Korruption

William Penn, einer der Gründerväter der USA, sagte zu einer Zeit, als Zehntausende von Flüchtlingen dem Elend und der Tyrannie Europas entronnen waren und in der Neuen Welt neu beginnen wollten: «Wir müssen uns entscheiden, uns von Gott regieren zu lassen, oder wir verdammen uns dazu, von Tyrannen beherrscht zu werden.» – Er machte sich keine Illusionen über die menschliche Natur.

Auch wir in der sogenannten freien Welt tragen die Motive der Diktatur, der Korruption in uns. Darum können diese Kräfte so plötzlich eine ganze Gruppe oder ein Volk erfassen. All das, was die Menschen in den heute freier gewordenen Ländern loszuwerden wünschen, gibt es auch bei uns: Ausbeutung, Unterdrückung, Bevormundung, Korruption, Frechheit, Arroganz, Einbildung, Brutalität, Sadismus, Grausamkeit, Lug und Trug. Auch die Wohlstandsausnützer mit verschiedenen Luxuswagen, mehreren Landhäusern und Bankkonten zweifelhafter Herkunft in verschiedenen Ländern. Ebenso rücksichtslose Fanatiker, die ihre Ideen ändern aufzwingen wollen. ▶



Landsgemeinde 1990: Bürgerinnen und Bürger Nidwaldens

hörigen der ersten japanischen Delegation, die von der Besatzungsmacht die Erlaubnis erhalten hatte, Japan zu verlassen, wollten eine Antwort auf diese Frage. Die Demokratie hatte offensichtlich bessere Waffen produziert und sie in die Knie gezwungen.

Unabhängigkeitskämpfer in den fünfziger Jahren...

Wenig später gingen uns die Nationalisten aus den Kolonien, die bald die Unabhängigkeit zu erlangen hofften, mit der Frage an: «Jetzt ist alles erlaubt, was den Imperialisten das Regieren erschwert. Aber wie, wenn einmal wir an der Macht sind?»

Getränk. Je mehr man davon trinkt, desto mehr möchte man. Aber in zu hohen Dosen wirkt es bewusstseinstrübend und auf die Dauer zerstörend für den Trinker sowie gemeingefährlich für die Gesellschaft. Ja, es kann sogar der Bestand der Demokratie gefährden. Freiheit und Demokratie verlangen viel vom Menschen, charakterlich, seelisch, menschlich. Sie bedeuten nämlich, dass man vierundzwanzig Stunden im Tag verantwortlich ist für sich selbst, sein eigenes Tun und Lassen. Auch verantwortlich für jeden und für alles im Land – eine unbequeme, eine spannende Situation! Ich kann niemand anderem das Geringste in die Schuhe schieben. Denn ich habe

Teil der menschlichen Natur

Macht ohne Gewissen, Politik ohne Gewissen, Wirtschaft ohne Gewissen, Information ohne Gewissen – davon gibt es in unseren Ländern auch mehr als genug. Aber sie werden zum Teil in Grenzen gehalten durch die politische Kontrolle, wie sie die Demokratie auf allen Stufen vorsieht – und durch wachsame Bürger und die Medien. Doch es bleibt die Frage: «Wer kontrolliert die Kontrollierenden?» Denn allzu leicht steigt ihnen ihre Rolle und die Macht, die ihnen daraus erwächst, in den Kopf. Die üblen Kräfte sind Teil der menschlichen Natur – in der Demokratie ebensogut wie in der Diktatur und selbst im Robinson auf seiner einsamen Insel. Sie sind leider oft zäher als unser bester Wille.

Gott allein ist stärker

Gott und das Gewissen allein sind stärker als diese Kräfte. Nur sie können diese gefährlichen Triebe zähmen, ordnen, leiten, heilen. Aber nur zu ihren – Gottes und des Gewissens – Bedingungen.

Eine davon ist, dass diesen Quellen und Motoren der Gesundung von Seele und Charakter des einzelnen und der Gesellschaft Raum und Zeit eingeräumt werden. Hektik und Betriebsamkeit verhindern oft ihr Wirken. Man muss ihre Konstruktion, aber oft auch ihre unangenehmen Wahrheiten suchen, auf sie warten, sie kommen lassen, auf sie hören. Manche flüchten sich in die Überbeschäftigung, um nicht unangenehme Fragen, die etwas in ihrem Innern stellen möchte, aufkommen zu lassen und um nicht sich, ihre eigene Lebensweise und ihr Lebensziel in Frage stellen zu müssen. Vor der Wahl zwischen einer Herrschaft Gottes und des Gewissens einerseits und der Diktatur der üblen Kräfte andererseits steht jeder immer wieder, auf allen Gebieten des Lebens, in Familie und Gesellschaft, in Verband, in der Schule, in Politik und Wirtschaft.

Siebenhundertjahrfeier

Wir Schweizer, die wir auf 699 Jahre Freiheit zurückblicken können, haben einige Erfahrungen gemacht darin, was den Prozess der Verantwortung fördert und was ihn bremst. Uns über diesen Kampf zu besinnen und unsere positiven und negativen Erfahrungen weiterzugeben – dies wäre vielleicht unsere interessanteste und hilfsreichste Jubiläumsbotschaft für die Siebenhundertjahrfeier unseres Bestehens als Eidgenossenschaft 1991. Gleichzeitig könnte es eine bescheidene Hilfe für jene sein, die dabei sind, ein Leben in Demokratie und Freiheit zu beginnen.

Grundlegende Werte

Gespräch mit Bronisław Geremek, Fraktionsvorsitzender von *Solidarnosc* im polnischen Parlament

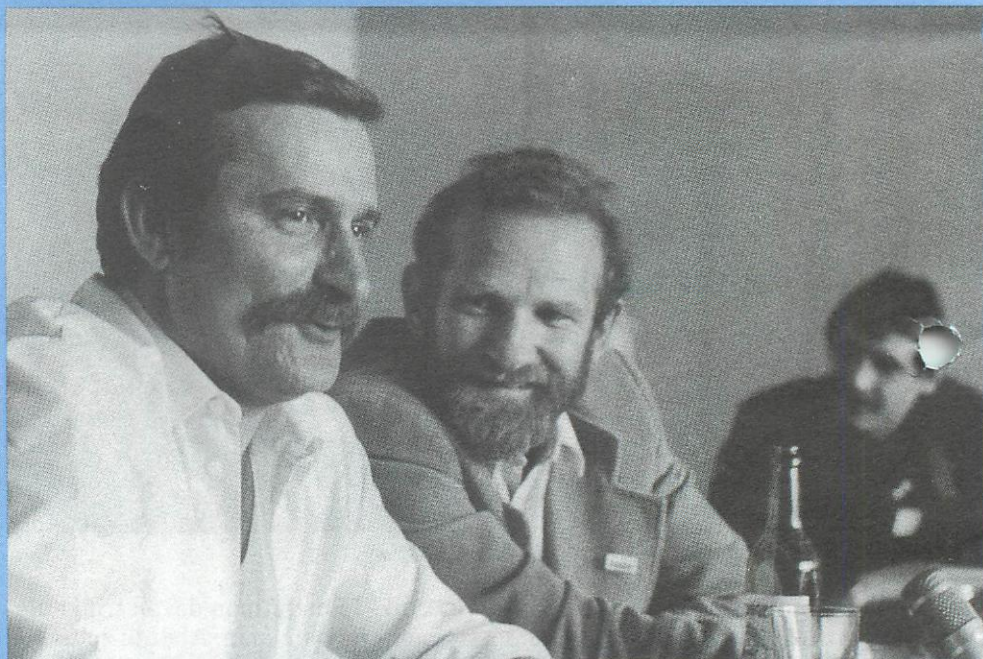
Der Name des Sozialhistorikers Bronisław Geremek ist zwar weniger bekannt als jener Lech Wałęsas. Doch in der Entwicklung der letzten Jahre spielte er wie viele andere Kollegen dank enger Zusammenarbeit mit Wałęsa eine wichtige Rolle. Geremek, der in Paris doktoriert hat, ist Autor einer Studie über die Armut und das Erbarmen in Europa, welche letztes Jahr in deutscher Sprache veröffentlicht wurde. Man findet darin eine sorgfältige Analyse der zwischenmenschlichen Beziehungen im Laufe der Jahrhunderte und einen Sinn für ethische Werte. Unser Redaktionskollege von «For a Change» befragte ihn kürzlich in Warschau.

Einer parlamentarischen Fraktion vorzustehen heisst, mitten im neu erwachten öffentlichen Leben unseres Landes zu stehen. Jahrelang existierte kein Parlament, doch jetzt wird es im Leben Polens zu einer immer wichtigeren Institution. Meine eigene Stellung ist ungewöhnlich in dem Sinne, dass hinter unserer Fraktion, der *Solidarnosc*, keine eigentliche politische Partei steht. In einer

polnische Gesellschaft und nicht zuletzt auf unsere Fraktion.

Sie vertraten offenbar ursprünglich die Meinung, man sollte der *Nomenklatura** Gelegenheit bieten, ihr Verhalten zu ändern. Später sagten Sie jedoch, nun sei es an der Zeit, sich zu trennen. Dann aber...

Seit Beginn der Runder Tischgespräche war die *Nomenklatura* der empfindliche Punkt. Uns war klar, dass sie die Stütze des kommunistischen Machtgebäudes bildete. *Nomenklatura* – das bedeutet 1 200 000 Personen, die von der kommunistischen Partei abgeordnet worden waren. Wir bekamen den Eindruck, dass unsere Gesprächspartner am runden Tisch – der General (Jaruzelski, die Red.) und die Vertreter der kommunistischen Partei – sich auf diesem Punkt nicht ändern wollten. Dies zeigte sich regelmässig dann, wenn die *Nomenklatura* zur Sprache kam. Jedesmal, wenn wir Massnahmen zur demokratischen Gestaltung des öffentlichen Lebens vorschlugen, war die Antwort: «Klar, geht in Ordnung!» Verlangten wir hingegen,



Bronisław Geremek (Mitte) mit Lech Wałęsa in Genf, Juni 1981

Demokratie ist dies sonst der Normalfall. Unsere Fraktion indessen ist so pluralistisch wie die «Solidarität» selbst. Unsere Einheit wird nicht durch eine Organisation gewährleistet, sondern durch eine Art moralische Gemeinschaft. Wie wir glauben, ist es nicht so sehr unser politisches Programm – nämlich dasjenige der Demokratisierung –, das uns zusammenhält, sondern vielmehr grundlegende Werte. Um diese ging es uns seit den Anfängen der «Solidarität», und sie wirken einigend auf die

dass bei der Wahl eines Fabrikdirektors nicht dessen politische Linientreue, sondern seine fachlichen Fähigkeiten entscheidend sein müssten, so war rein nichts zu machen. Daher erachteten wir es als besser, während eines Jahres in der Opposition auszuharren, als in die Regierung einzutreten. Es schien uns ein Irrweg, in einer Koalition mitzuwirken, ohne dass das System der *Nomenklatura* beseitigt war. Im August letzten Jahres beschlossen wir dann allerdings – und wir waren uns bewusst, wie gewaltig viel

Interview von
John Williams

Von Anfang an dabei

Ein Gründer der Land-Solidarität berichtet

auf dem Spiel stand –, die Macht zu übernehmen.

Blinder Gehorsam

Hier sollte ich wohl sagen, dass die Lage nicht ganz so ist, wie wir sie uns vorgestellt hatten. Definitionsgemäss sind die Leute der Nomenklatura gehorsam. Sie wissen, dass sie sich den Befehlen der zentralen Macht zu unterziehen haben. Sie waren also auch bereit, ändern zu gehorchen, als die Macht auf diese überging. Es sind nicht die Leute der Nomenklatura, sondern es ist ihr System, das unserem Land den Weg zur Veränderung versperrt. Es weist gewisse Verhaltensmuster auf. Das wichtigste Kennzeichen der Nomenklatura ist, dass ihre Entscheidungen ausserhalb des eigenen Einflussbereiches getroffen werden, nämlich im Parteiapparat. Und nun sollten diese Menschen plötzlich selbst entscheiden! (...)

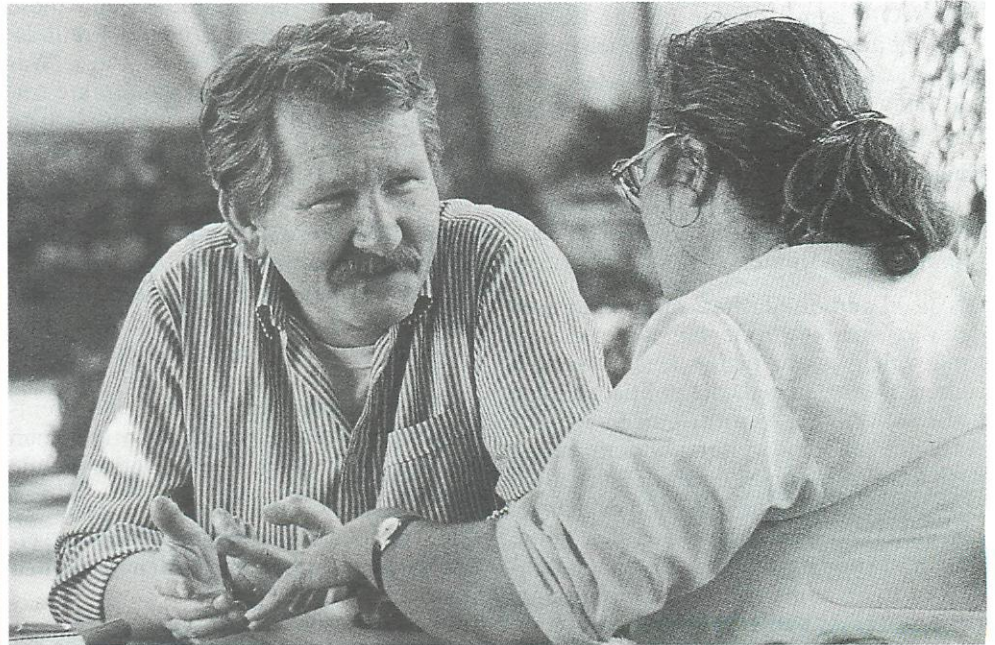
Was halten Sie von den Äusserungen jener, die sich Sorgen machen, weil sich die Nomenklatura in der Industrie immer noch selbst bereichert? Könnte dies die wirtschaftliche Erholung so sehr verlangsamen, dass das Volk die Geduld verliert?

Die Leute vom Parteiapparat versuchen, politische Macht in wirtschaftliche umzuwandeln, politische Vorrechte in finanzielle und materielle. Dies müssen wir erdulden und hoffen, der Markt – der wahre Markt – werde hier Recht sprechen.

Dieselbe Philosophie

Ich meine, das Vorgehen der Solidarnosc bestand seit ihrem Beginn in moralischer Aufrüstung. Im Juni 1981 konnte ich in Genf mit Vertretern Ihrer Bewegung sprechen, und dabei hatte ich das Gefühl, die Handlungsweise der Solidarnosc sei tatsächlich die Philosophie der Moralischen Aufrüstung. Vor allem lehnen Sie die Gewalt ab. Auch wir waren der Meinung, der Verzicht auf Gewalt stelle das wirksamste Mittel dar, um sich gegen Gewalt, Unterdrückung und autoritäre Regime zur Wehr zu setzen. Jetzt nach neun Jahren möchte ich sagen, dass diese Philosophie erfolgreich war. Und wenn der Geist der Freiheit, der jetzt Mitteleuropa ergreift, so viel Erfolg hat, dann deshalb, weil in den meisten Fällen unsere Freunde dasselbe Vorgehen wählten, und weil sie sahen, wie wirkungsvoll es ist. Dabei geht es nicht allein um einige moralische Gefühle, sondern ebenso sehr um eine sachliche Analyse.

Die Idee des runden Tisches schien unmöglich, als Sie diese vorschlugen, aber



Wieslaw und Marzena Kęcik

Wie wurden Sie aktives Mitglied der Land-Solidarität?

1977 kamen Bauern nach Warschau, um für ihre Sache Unterstützung zu suchen. Ohne organisiert zu sein, kamen sie aus allen Teilen Polens. Der Pensionierungsplan, den die Regierung für sie ausgearbeitet hatte, enthielt nämlich eine unannehmbare Klausel: die Unmöglichkeit, Grund und Boden an direkte Nachkommen zu vererben. Die polnische Landwirtschaft war jedoch immer in Form von Privatbetrieben organisiert gewesen. Es ging also um eine verkappte Verstaatlichung des Bodens. Daraufhin weigerten sich die Bauern, Steuern zu bezahlen, und bestreikten die Milchablieferung.

seither haben Berlin, die Tschechoslowakei, Ungarn ...

Ja, in all diesen Ländern wird versucht, nicht nur die Philosophie und die ihr zugrundeliegenden moralischen Prinzipien zu übernehmen, sondern auch denselben Handlungsablauf. Was bedeutet denn der runde Tisch? Zuerst das Akzeptieren des Prinzips eines Dialogs. Denn mit einem Gegner kann man kein Gespräch führen. Beide Seiten müssen die gleichen Referenzen – nämlich moralische – annehmen können und sich auf das nationale Wohl und Interesse ausrichten.

** Nomenklatura: Diese hat jahrelang im Auftrag der Kommunistischen Partei die ost- und mitteleuropäischen Länder verwaltet und regiert. Beamte, Fabrikdirektoren usw. gehören dazu, sogar wie die Geheimpolizei.*

Wie kam der Kontakt zwischen diesen Bauern und Ihnen, einem Philosophen, zustande?

In Warschau wandten sie sich an meine Schwiegermutter, die schon vor dem Krieg aktiv in der Bauernbewegung mitgestritten hatte. Nachdem ich mir die Forderungen der Bauern angehört hatte, versuchte ich ihnen zu helfen. Zuerst schrieb ich für sie einen Protestbrief, dann gründeten wir einen Ausschuss zur Selbstverteidigung. Als «Radio Free Europe» darüber berichtete, schlossen sich uns mehr Bauern an.

Vor ihrer offiziellen Anerkennung hatte die Vereinigung also ihren Sitz bei uns zu Hause. Um die Leute zu bilden, gründete meine Frau eine Art Volkshochschule. Ich wurde Redaktor ihrer Zeitschrift, nahm an ihren Gesprächen mit den Behörden teil, vertrat sie vor Gericht. Es war ein langer Kampf bis zur offiziellen Anerkennung. Sobald diese aber am 12. Mai 1981 erreicht war, sagten wir ihnen: «Nun macht alleine weiter!»

Schon in den sechziger Jahren hatte ich mich der Opposition angeschlossen, zuerst in der offiziellen Pfadfinderbewegung, dann in einer von uns geschaffenen, geheimen Pfadfinder-Organisation. 1970 kam ich zum erstenmal ins Gefängnis, weil wir mit Freunden eine Diskussionsgruppe organisiert hatten. Dies genügte dem Staat, um uns als Terroristen abzustempeln. Ich bekam dreieinhalb Jahre.

Nach der Entlassung aus dem Gefängnis verheiratete ich mich und begann mein Philosophiestudium bei den Jesuiten in Warschau und Krakau. Natürlich blieb ich gleichzeitig aktiv im Kampf für unsere

Rechte. Ich beendete mein Studium während der ersten grossen Streiks, das heisst 1976. Als 1977 in Krakau ein Student getötet wurde, gründeten wir ein Solidaritätskomitee. Damals wurde dieses Wort erstmals im heute gebräuchlichen Sinn im Land bekannt. Ich beteiligte mich auch beim KOR, dem Komitee für die Rechte der Arbeiter. In der Folge wurde ich mehrmals verhaftet, besonders zur Zeit des Ausnahmezustandes. Auch meine Frau war mehrmals im Gefängnis.

Und die Kinder?

Meist war nur einer von uns verhaftet. Sassen wir gleichzeitig, kümmerten sich Verwandte um die Kinder.

Als die «Land-Solidarität» anerkannt worden war, suchten wir nach neuen Aktionsformen. Ich wusste nicht, wie sie aussehen sollten. Da uns damals die politische Lage jegliche Aktivität verbot, gingen wir ins Ausland, um uns weiterzubilden, zuerst nach Frankreich und 1985 nach Schweden. Dort besuchten meine Frau und ich Kurse, um eine Volkshochschule auf die Beine stellen zu können, denn bei uns haben Leute vom Land keinen Zugang zur Bildung. Bei unserer Ankunft in Schweden fanden wir keine Gelegenheit, unser Glaubensleben mit anderen zu teilen. Zu Hause hatten wir uns in einer christlichen Bewegung zur Erwachsenenbildung engagiert. Die polnische Gemeinschaft in Schweden bot uns wohl die Sakramente, bestand jedoch

aus einem eher selbstbezogenen Kreis von Emigranten.

Schliesslich lernte ich schwedische Menschen kennen, die mir erklärten, sie sähen in Polen dank dem dort neu aufblühenden Glauben eine Hoffnung für die Welt. Diese Vision bewegte mich zutiefst, und diese Menschen wurden auch meine Freunde. 1988 brachten sie mich nach Caux. Was mich dort überraschte, war das direkte Anpacken der Probleme: Man wandte sich an Gott für jede Entscheidung, und sei sie noch so klein. In Polen hingegen bauen wir viele Kirchen; doch hatte ich selten erlebt, dass ein Priester Gott fragte, ob dies auch richtig sei. Ich war auf eine Art Verkündigung des Evangeliums gestossen, die das Alltägliche ganz in Gottes Hand gibt. Dank ihr lerne ich, Gottes Willen von meinem eigenen zu unterscheiden. In Caux wird der einzelne ermutigt, sich ins öffentliche Leben einzubringen, während man bei uns dem System die Entscheidung überlässt.

Wie sehen Sie die Beziehung Polens zu seinen Nachbarländern und zu den westlichen Staaten?

Meine sozio-politische Gewissenserforschung begann, als die polnischen Bischöfe den deutschen Bischöfen einen Brief schrieben. Meine Erziehung hatte mir einen grossen Hass auf die Deutschen mitgegeben. Als ich in den Ruinen Warschaus aufwuchs, wussten die alten Leute von

nichts anderem als von den Kriegsgreueln zu erzählen. Die Versöhnung mit Deutschland und mit allen seinen Nachbarn ist eine Herausforderung, die wir, das polnische Volk, heute annehmen sollten.

Vor einem Jahr besuchten wir mit einigen schwedischen Freunden der Moralischen Aufrüstung den Bischof von Przemysl. Jemand stellte ihm eine Frage über den westlichen Materialismus. Der Bischof meinte, dies sei das grosse Problem, das sich heute für Polen und die anderen Oststaaten stelle, denn dort würden die Menschen mit dem «Traum der Dinge» leben, was nicht weniger schlimm sei als der Materialismus selbst.

Jetzt, da sich für uns der Westen – für euch der Osten – öffnet, ist die Sicht, in welcher sich die Begegnung zwischen den beiden Teilen Europas vollziehen wird, von grösster Bedeutung. Die Ostdeutschen werden vielfach vom Wunsch nach Besitz in die BRD getrieben – ebenso die Sowjets die nach Polen oder Jugoslawien gehen und die Polen nach Berlin. Sie sehen nicht die Menschen, nur die vollen Kaufhäuser. Wir Polen müssen uns jetzt fragen, was wir zu bieten haben. Deshalb wollte der Bischof dem Problem auf den Grund gehen. So hat er Leute aus seiner nächsten Umgebung an die Sommerkonferenzen 1989 nach Caux geschickt und für Juni 1990 eine MRA-Tagung in Jaroslaw über diese Themen einberufen.

Interview: Philippe Lasserre

Anliegen junger Polen



BARBARA: Jaroslaw ist ein kleines Stück Polens und der Moralischen Aufrüstung. Wir alle sind Polen und wohnen in Polen, sind also Nachbarn Deutschlands – wie wir hoffen, des ganzen Deutschland, der CSFR, der UdSSR und ebenso Litauens und Lettlands. Wir sind 37 Millionen Polen; 2 Millionen wohnen in Warschau. Verglichen mit der Schweiz ist dies ein grosser Unterschied, aber zwischen Caux und dem neuen Zentrum in Jaroslaw besteht bloss ein kleiner: Caux ist ein ehemaliges Hotel und Jaroslaw ein früheres Kloster, ziem-

lich zerfallen – aber wir haben brennende Herzen. Zu sehen, was sich in Caux vor vierzig Jahren abgespielt hat, gibt uns Mut. Vor allem haben wir eine präzise Sicht für das Zentrum in Jaroslaw: Wir gehören zu Europa und wollen Teil eines Ganzen sein. Historisch bedingt bestehen Probleme mit Deutschland, Russland, der Ukraine, der Tschechoslowakei. Und wir denken, Jaroslaw werde helfen können, Lösungen herbeizuführen – ohne übrigens Caux zu konkurrenzieren!

Dass wir der Moralischen Aufrüstung begegneten, verdanken wir unsern schwedischen Freunden, denen wir von ganzem Herzen danken möchten. – Wir kennen die Moralische Aufrüstung erst seit kurzem. Fraglos kennen wir ihre vier Massstäbe, und wir haben offene Augen und Ohren. Wir beobachten Sie und möchten auch Ihre Ideen anhören, die uns helfen.

CLAUDE: (Frankreich) Im letzten Oktober nahm ich in Warschau an einem Treffen all jener teil, die zuvor in Caux gewesen waren. Mir fiel besonders auf, wie der Aufenthalt in Caux etwas in Bewegung gesetzt hatte – einzeln und gruppenweise – und wie einfache Erlebnisse aus dem täglichen Leben während eines ganzen Vormittags ausgetauscht wurden.

JOANNA: Mein Aufenthalt letzten Sommer in Caux brachte mir keine spektakuläre Änderung. Jedemal, wenn ich danach gefragt werde, komme ich in Verlegenheit. Aber eines kann ich sagen: Hier konnten wir eine neue Art westlicher Menschen sehen. Für uns waren Sie reiche Leute, die im Komfort und Materialismus leben. Aber

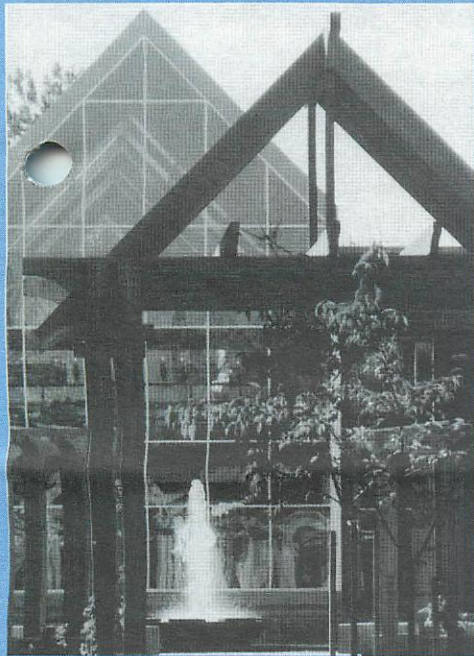
hier sahen wir andere Menschen, die in einer ganz anderen Atmosphäre leben und ein anderes, gutes Denken haben.

BARBARA: Wir sind zu dieser Arbeitswoche gekommen, um auch etwas geben zu können, denn die Moralische Aufrüstung spricht uns an; sie macht uns neugierig. Vielleicht staunen Sie jetzt, aber Polen hat seit fünfzig Jahren unentgeltlich und ohne Rast und Ruhe gearbeitet. Wir reagieren sehr skeptisch auf alles, was nach Gemeinschaft aussieht. Aber hier ist es anders. Hier geben die Menschen ihr Bestes. Man kann als Gast hier sein und sich gleichzeitig wie zu Hause fühlen.

Meine Freunde sprachen von der warmherzigen Atmosphäre in Caux, und bei uns zu Hause und am Arbeitsplatz fehlt oft dieser Geist. Seit dem letzten Sommer in Caux haben wir versucht, etwas von dieser Atmosphäre zu verbreiten – das ist oft nicht leicht. Aber das Zentrum in Jaroslaw könnte mithelfen, diese Erfahrung lebendig werden zu lassen. Nach den Begegnungen in Caux fühlte ich mich sehr demütigt. Wir Polen meinen, gläubig zu sein, ein hohes moralisches Niveau zu haben – und dabei suchen wir ständig unser Leben selbst zu organisieren, Stück um Stück. Ich wurde immer sehr wütend, wenn etwas anders herauskam, als ich wollte. Nach Caux versuchte ich die Lage anders zu betrachten: zu verstehen, dass Gott besser weiss, was ich tun soll, und mich zu bemühen, herauszufinden, was er für mein Leben will. Mich zu freuen an dem, was er ist und was er mir gibt. Das will ich tun, aber leicht ist es nicht!

Lasst uns Hörer sein!

Am 15. Mai letzten Jahres hielt Dr. theol. Klaus Bockmühl die Ansprache an der Abschlussfeier («convocation») des Regent College in Vancouver, Kanada, an dem er seit etlichen Jahren den Lehrstuhl für Theologie und Ethik innehatte. Während dieser Ansprache war er schon stark durch sein Krebsleiden geschwächt, und es stellte sich heraus, dass dies sein letzter öffentlicher Auftritt sein sollte. Wenige Wochen später wurde er, umgeben von der Fürsorge seiner Familie und der treuen Freund-



Regent College (der Neubau)

schaft seiner Mitarbeiter am Regent College in die Ewigkeit abberufen.

Sein letzter Besuch in Caux vor drei Jahren ist besonders all jenen in lebhafter Erinnerung, die sich mit ihm und seiner Frau Elisabeth am Frühstückstisch zum Austausch, Gespräch und Gebet trafen.

Es freut uns, ziemlich genau ein Jahr nach jener akademischen Feier den Text der Ansprache «Lasst uns Hörer sein» hier veröffentlichen zu dürfen. Er fasst vieles von dem zusammen, was Klaus Bockmühl in seiner Lehrtätigkeit am Regent College wie auch an seinen früheren Wirkungsorten in Basel und Heidelberg beseelte und er als seinen höchsten Auftrag empfand.

... «Convocation» ist also ein Tag des Dankes an Gott dafür, dass er uns durch ein Labyrinth von Unsicherheiten sicher hindurchgeführt hat. Wir wollen danken, dass wir bewahrt wurden, für alle äusserlichen Gaben und Lebensmittel wie auch für die innerlichen Gaben und Begabungen, die hervorgetreten sind. Wir sind dankbar nicht nur, dass Sie, die Studierenden, es geschafft haben, sondern dass auch das College überlebte –, dass es nicht in Zahlungsschwierigkeiten geriet, was ja bei einer jungen und grösstenteils ohne Zuschüsse arbeitenden Institution leicht hätte passieren können.

Ferner: Wenn wir nun heute innehalten und Dank sagen, so tun wir dies auch als einzelne für einzelne, das heisst, wir danken ganz persönlich für die Menschen, die uns konkret geholfen haben, diesen Tag zu erreichen. Wir haben viel Fürsorge und Freundschaft erfahren. Darum freuen wir uns heute abend ganz bewusst an der Güte Gottes, und wir sollten das konkret zum Ausdruck bringen, indem wir hingehen und einigen Leuten persönlich danken für die Wohltaten, die uns durch sie erreicht haben.

Darüber hinaus wollen wir nicht vergessen, Gott dafür zu danken, dass er uns von der Sinnlosigkeit erlöst und in unser Leben einen Sinn hineingelegt hat. Diese Erfahrung machen viele Menschen, die dem wahren Christentum begegnen und darin ein Ziel und eine Aufgabe für ihr Leben finden. Es scheint mir bemerkenswert, dass in unserer Zeit aufgeklärte Männer und Frauen nur sie selbst sein wollen, völlig individualistisch, dann aber zwangsläufig feststellen müssen, dass ihr Leben sinnlos geworden ist, weil es seines grösseren Zusammenhanges, seiner Perspektive be-

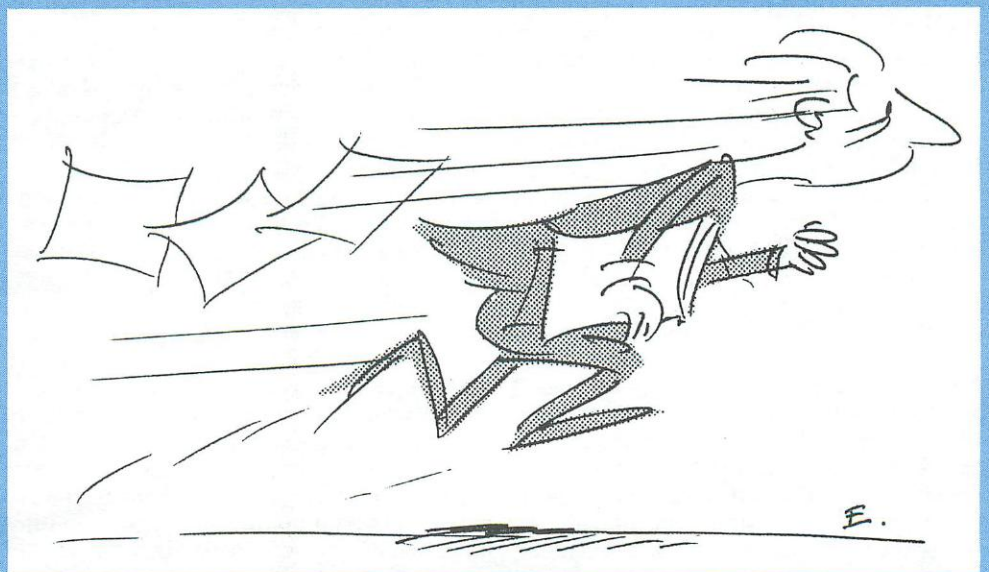
raubt wurde. Angesichts dessen lernt man, für die Erlösung von der Sinnlosigkeit und das Geschenk eines höheren Zieles dankbar zu sein, die uns im christlichen Glauben zuteil werden.

Dankbarkeit ist für die Menschen immer wesentlich. Nicht umsonst sagt Paulus, dass alle unsere Gebete von Danksagung begleitet sein sollen.

Oft ist sie der einzige Weg aus emotional verwirrenden Situationen. Denn dann öffnet sie die Augen für eine klarere Sicht der Menschen, der Dinge und der Umstände. «Ich will den Namen Gottes loben mit einem Lied und will ihn hoch ehren mit Dank» (Ps. 69,30). Dies ist also der erste Ton, der bei der «convocation» angeschlagen werden muss.

Wenn Dankbarkeit das erste wesentliche Element einer Abschlussfeier ist, so ist ein zweites wesentliches Element, dem am Ende eines Studienjahres Beachtung gebührt, die Vergebung. «So fern der Morgen ist vom Abend, lässt er unsre Übertretungen von uns sein» (Ps. 103,12). Wir wollen heute nicht versäumen, unser Gebet und unsere Bitte um Vergebung der Sünden und Versäumnisse, deren wir uns in den letzten Monaten und Jahren schuldig gemacht haben, vor Gott zu bringen. Lassen Sie mich konkret werden: Ich glaube, ich darf auch im Namen meiner Kollegen sprechen, wenn ich sage, dass wir als Lehrer in besonderer Weise Studierende und Mitarbeiter um Verzeihung zu bitten haben für jedes unangebrachte Wort und jede unangemessene Tat. «Wir verfehlen uns alle mannigfaltig», so sagt Jakobus im Neuen Testament (Jak. 3,2) und hat dabei besonders die Lehrer der Kirche im Blick.

Ganz klar, wir alle müssen Gott um Verge-



«Ein Arbeitswütiger im Reiche Gottes, das war ein Ehrentitel!»

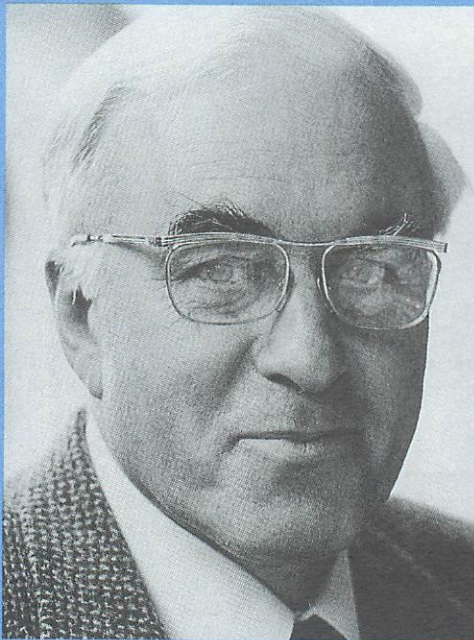
bung bitten. Wir müssen einander um Verzeihung bitten. Mit der gleichen Konkretheit, die wir der Dankbarkeit zugewiesen haben, sollten wir Verzeihung von einander erbitten und einander gewähren, ganz persönlich. Dies ist für uns nicht nur erstrebenswert, um unserer Zeit am Regent College in guter Erinnerung zu behalten. Vielmehr können wir nur auf der Grundlage der Vergebung einen neuen Lebensabschnitt in Freiheit beginnen, also ohne einen auf uns lastenden moralischen, geistlichen, seelischen Druck, ohne Schuld aus der Vergangenheit, die so leicht die Zukunft bestimmt.

Indem wir Dank und Vergebung hervorheben, haben wir – nicht ohne ein Bewusstsein des Paradoxen – im Augenblick des «commencement», am Anfang eines neuen Lebensabschnitts, zurückgeschaut in die Vergangenheit. Aber selbst wenn wir uns nun der Zukunft zuwenden, werde ich Ihnen keine mitreissende Herausforderung bieten, die Sie dann ergreifen und erkämpfen könnten. Ich biete Ihnen etwas, das aussieht wie ein weiteres Paradox und eine unerwartete Antiklimax. Viele von Ihnen haben Seminararbeiten und Examina hinter sich und sind jetzt bereit, auszuziehen und die Theorie in die Tat umzusetzen. Eine Ansprache zur Abschlussfeier betont normalerweise, dass die Koffer gepackt, die Schuhe geschnürt und alle bereit sind zu gehen. «Legen wir los!» Gegen die Spielregeln werde ich heute abend jedoch nicht als der fungieren, der den Startschuss für Ihren Wettlauf abfeuert, der die Begeisterung entzündet oder der Ihnen ein letztes Wort der Ermutigung spendet für den Wettkampf, der vor Ihnen liegt. Vielmehr bitte ich Sie, die Bremse anzuziehen, innezuhalten, den Start zu verschieben und «auf den Herrn zu harren». Ich bitte Sie vor und über allem: «Lasst uns Hörer sein!»

*

Jesus hebt diesen Punkt in der Gegenüberstellung der Haltung von Martha und Maria hervor: Martha ist um die Versorgung der vielen Gäste bemüht, während Maria zu Jesu Füßen sitzt und ihm zuhört. Und es ist Maria, die seine Zustimmung erhält: «Eins aber ist not. Maria hat das gute Teil erwählt; das soll nicht von ihr genommen werden» (Lk. 10,42). Jesus ruft uns auf, der Haltung von Maria den Vorzug zu geben. Ich bin zu der Überzeugung gelangt, dass von «der Fülle der Erbarmungen Gottes» (Ps. 106,7 [Jerusalem Bibel]), die ich empfangen habe, meine jüngste Krankheit mich diese Lektion lehren sollte. Es ist ein Ruf jenseits von christlichem Aktivismus zu dem Hören, das im Gebet und in der Meditation der Heiligen Schrift stattfindet. Es ist ein Ruf, aus dem Empfangen heraus zu handeln.

Wenn mich in der Vergangenheit jemand einen Arbeitswütigen genannt hätte, würde ich insgeheim geantwortet haben: «Natürlich, was denn sonst?» Ein Arbeitswütiger im Reich Gottes, das war ein Ehrentitel! Ich sah meine christliche und meine menschliche Würde, mein Selbstvertrauen und meine Selbstachtung darin begründet, dass ich ein «Arbeiter» in Gottes Weinberg



Klaus Bockmühl

war. Aber Jesus hat gesagt: «Ich nenne euch nicht mehr Knechte» (Joh. 15,15 [Jerusalem/Zürcher Bibel]). Die Summe des Christentums – Liebe Christi, dem Meister nachfolgen – ist nicht in erster Linie ein Arbeitsverhältnis. Auch nennt Jesus seine Jünger nicht (wie ein psychologischer Schwindler es versuchen könnte) Freunde, um zu erreichen, dass sie sich noch stärker mit ihrer Arbeit identifizieren, – was ja auch manchmal zur Anstachelung des Ehrgeizes im Bereich der weltlichen Berufe geschieht. Wir brauchen uns nicht zu fürchten: Die Liebe zu Christus wird aus sich selbst heraus alle nötige Motivation und Identifikation mit seinen Zielen und seiner Arbeit hervorbringen. Wir sind jedoch mit einer Situation konfrontiert, in der es nicht reicht, die Quantität der Arbeit zu gewährleisten; wir müssen auf ihre geistliche Qualität achten. Wir werden konfrontiert mit der Frage der Richtung (nicht nur mit der der Energie und der Schubkraft) dessen, was wir tun.

Die wichtigste Ausrüstung

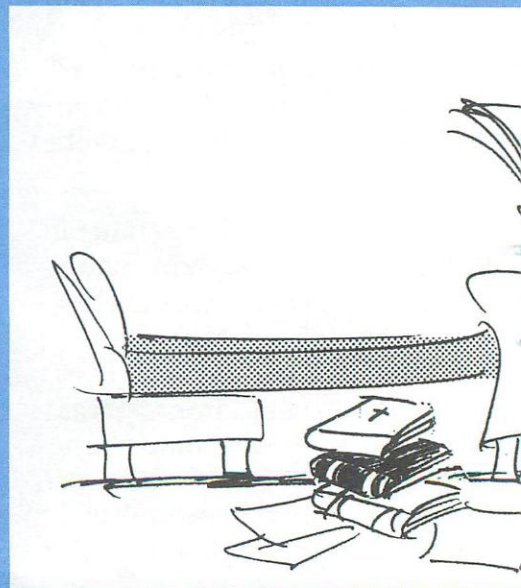
Wenn wir von Regent College weggehen, ist unsere wichtigste Ausrüstung eine intakte Gebetsbeziehung zu Gott in Christus. Eifrig zu sein, ist nicht alles, sondern geistlich lebendig und aufmerksam für seine Hinweise und die Kundgaben seines Willens; nicht einfach eifrig zu sein, sondern zu hören und inspiriert zu werden. Das ist die Bedeutung von «Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit» (Mt. 6,33). Der Vorrang gebührt dem Hören.

Hüten wir uns vor dem verführerischen Glanz der Arbeitswut, vor den Augenblicken, in denen wir uns insgeheim sagen, wie wunderbar es doch ist, erschöpft zu sein im Werk des Herrn, – davon, dass man sich zumindest richtig «ins Zeug gelegt», «sein Bestes gegeben» hat. Nein, es ist weit besser, ein paar unauffällige Dinge zu tun, aber nach Gottes Anweisung. Christliche Verbindlichkeit zielt nicht in erster Linie auf christlichen Aktivismus – das wäre eine

grundlegende Fehldeutung des Christentums. Das Hören auf die Stimme Gottes kommt zuerst und muss allem Tun vorausgehen. Das ist schon in der bemerkenswerten alttestamentlichen Parallele zur Geschichte von Maria aus Bethanien angedeutet, wenn Mose in seinem Segen über Israel betet: «Alle Heiligen sind in deiner Hand. Sie werden sich setzen zu deinen Füßen und werden lernen von deinen Worten» (5. Mo. 33,3). Der Aufruf zum Hören ist die erste Forderung, die der Prophet ausspricht: «Höret, ihr Himmel, und Erde, nimm zu Ohren, denn der Herr redet!» (Jes. 1,2). Das Hören auf Gott ist der erste Schritt zur Gottesliebe und als solcher von absolut zentraler Bedeutung für Israel. «Höre, Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr allein. Und du sollst den Herrn, deinen Gott, liebhaben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit aller deiner Kraft. Und diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen und sollst sie seinen Kindern einschärfen...» (5. Mo. 6,4–7). In gleicher Weise ruft uns Gott im Neuen Bund auf zu hören, auf Jesus zu hören: «Dies ist mein lieber Sohn; den sollt ihr hören!» (Mk. 9,7).

*

Nun gibt es heute mindestens drei populäre Philosophien, die offen oder versteckt die christliche Haltung des Hörens bekämpfen. Wenn wir sie uns näher anschauen, dient das nicht nur dazu, sie als die Fallen zu entlarven, die sie darstellen, sondern hilft uns auch, den Gegenstand weiter zu klären, um den es uns geht. Die erste dieser drei Geisteshaltungen ist der Aktivismus. Er geht Hand in Hand mit der technologischen Neigung der modernen säkularen Zivilisation. Sein Pragmatismus und sein Utilitarismus betonen das Brauchbare und das Machbare. Die vielen Bücher, die dazu anleiten wollen, «how to...» d.h. wie etwas zu tun bzw. zu erreichen ist, sind ein Zeugnis hierfür. Diese Einstellung hat auch grosse Teile der weltlichen Christenheit erfasst. Im gleichen Zusammenhang mache ich mir heute Gedanken über den neuen Indu-



«... der Eindruck, dass das Heil bei mir endet...»

striestandard der «Perfektion», den ich selbst sehr schätze und für den ich mich stark gemacht habe. So wünschenswert sie uns auch sein mag, Perfektion ist eine rein formale Bestimmung und verträgt sich als solche auch mit einer Tat, die von Natur aus böse ist. Denken Sie nur an den perfekt ausgeführten Raub oder den «perfekten Mord»! Andererseits kann Perfektion in einem begrenzten Bereich auch von einer richtig programmierten Maschine geleistet werden. Wir können Handlungen glänzend ausführen oder Dinge perfekt herstellen, die geistlich irrelevant sind. Da es sich also um ein formales Kriterium handelt, muss es untergeordnet und sekundär bleiben.

Aber gibt es nicht so etwas wie einen christlichen Aktivismus? Was sollen wir mit dem biblischen Befehl machen, «nicht nur zu hören, sondern auch zu handeln», in dem Jakobus (Jak. 1,22) die Bergpredigt seines Meisters anklingen lässt? Wie kann Paulus (Röm. 12,11) die Gemeinde ermahnen, nicht träge zu sein? Warum sagt Johannes «...st uns nicht nur mit Worten, sondern mit Taten lieben»? Warum sollte Jesus betonen «Die Ernte ist gross, aber wenige sind der Arbeiter» (Mt. 9,38) und versprechen, dass die Arbeiter ihren Lohn empfangen werden? Warum werden wir aufgerufen zu beten, dass Gott mehr Arbeiter in seine Ernte sende?

Wie kann das Neue Testament, wie kann Jesus selbst diese zwei Einstellungen zusammenhalten, die eine, die nach Arbeitern ruft und die andere, die dem Hören der Maria den Vorzug einräumt? Die Antwort muss lauten, dass die Bibel beides in sich vereinigt. Sie gibt dem Hören den Vorrang, aber nicht ohne die anschliessende hundertprozentige Verpflichtung zum christlichen Handeln. Wenn wir die Notwendigkeit der wahren und praktischen Hingabe an Gott einmal begriffen haben, dann kann unser nächster Schritt wieder alles zerstören, nämlich unser Hang dazu, eilig mit irgendeinem selbsterwählten Dienst bzw. Gottesdienst loszulegen. Wir sind zuerst gerufen, Gemeinschaft mit Christus zu haben, und dann erst sind wir

zum Dienst berufen. Wir dürfen über unserem Auftrag den Auftraggeber, Erlöser und Freund nicht vergessen.

Drei Gefahren: Übereifer, Trägheit, übertriebene Autonomie

Wie Neonleuchten, wenn sie eingeschaltet werden, so muss unsere Arbeit von innen heraus erleuchtet werden durch den Kontakt und die Gemeinschaft mit Christus. Solche Erleuchtung kommt vom Hören. «Was sagt mein Herr seinem Knecht?» (Jos. 5,14); «Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft» (Ps. 62,2). Gerade jetzt, wo



«...wie sehr das befreite Individuum wieder gefangenommen werden kann...»

wir einen neuen Lebensabschnitt beginnen, bedürfen wir dessen in ganz besonderem Masse, dass wir stille werden vor Gott und unter der Führung Gottes. Stille muss Aufmerksamkeit erzeugen. Wir müssen empfänglich werden für seine Anweisung. Nur so können wir die Weisheit im Handeln erzielen und die geistliche Investition in Menschen und Verhältnissen realisieren, deren die Menschheit am meisten bedarf.

Man erzählt die Geschichte von einem jungen franziskanischen Mönch in einer der Hafenstädte im Norden Frankreichs zur Zeit der rasanten Ausbreitung des Ordens. Er wurde gefragt, ob er auch nach Britannien hinüberfahren wolle. Seine Antwort ist klassisch. Er sagte: «Ich weiss nicht, ob ich wollen soll. Denn mein Vorgesetzter hat es mir noch nicht gesagt.» Geprägt und bestimmt von dem, was die Heilige Schrift lehrt, sollen wir in ähnlicher Weise unsere Pläne und Möglichkeiten den Entscheidungen Christi unterstellen, indem wir unseren Wunsch und Willen auf Ihn ausrichten. Wir sollen auf Gott hören und uns nicht in Dinge stürzen, die gerade christlich geboten scheinen.

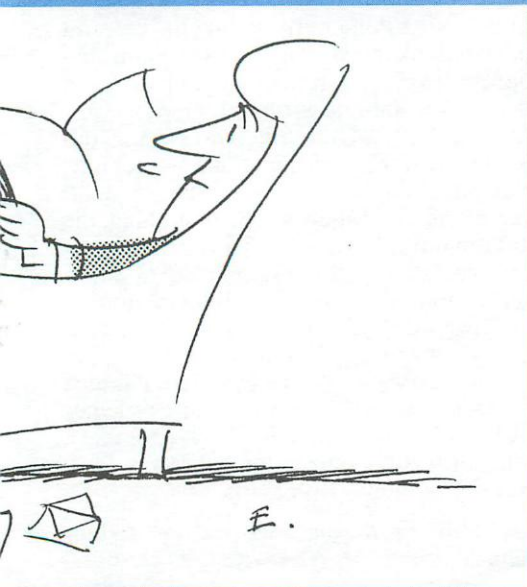
Wenn die erste Falle auf dem Weg der Christen der Aktivismus ist, so liegt das zweite Hindernis des Hörens auf der entgegengesetzten Seite der rechten Strasse des Glaubens. Es ist der «Passivismus», manchmal auch Quietismus genannt. Er interpretiert die Geschichte von Bethanien als die Verurteilung christlichen Handelns. Er reisst die Geschichte aus dem Zusammenhang und behauptet, untätig dazusitzen und zuzuhören sei im christlichen

Leben alles. Dieses Programm wird oft als quasi-reformatorischer Protest gegen die angeblich römisch-katholische Lehre von der Werkgerechtigkeit benutzt.

Die Theologie des Quietismus liebt die Geschichte von Bethanien, lehnt aber die andere Hälfte des Wortes Jesu ab. Sie verschleiert faktisch den menschlichen Hang zur Sünde und ignoriert die biblische Aufgabe der Heiligung des Gläubigen. Indem sie den Menschen auffordert, nichts anderes zu tun, als sich auf der Erlösung auszuwirken, schürt sie den menschlichen «Trägheits-Faktor» noch zusätzlich. Schliesslich – und das passt ausgezeichnet zu unserer heutigen Philosophie des Individualismus – gibt sie den Leuten den Eindruck, dass das Heil bei mir endet, beim Individuum, und lässt sie die Perspektiven des Reiches Gottes vergessen. In der Person Jesu sehen wir jedoch, wie beides zu seinem Recht kommt, der einzelne und das Reich Gottes, und wir sehen die beiden Haltungen des Hörens und des Tuns Hand in Hand miteinander und nicht gegeneinander gehen. Eine dritte Falle für den christlichen Ruf zum Hören ist die persönliche Autonomie. Sie geht aus der Ideologie der Aufklärung des 18. und 19. Jahrhunderts hervor, die uns bis heute in Form der Forderung nach menschlicher Unabhängigkeit gegenüber dem Willen Gottes bestimmt. Der Mensch ist «erwachsen geworden» und will nun seinen rechtmässigen Platz in der Welt einnehmen, sein Leben und sein Schicksal selbst bestimmen. Die protestantische Reformation hatte gesagt, der Mensch solle nicht mit «implizitem Glauben» auf die menschlichen Überlieferungen der römischen Kirche, sondern ohne Vermittlung selbst auf das Evangelium hören; die Aufklärung fordert, dass der Mensch auf niemanden (auch nicht auf das Evangelium) hören, sondern selbst denken solle. Autonomie im Sinne der Aufklärung ist eine Forderung, die hören und frei entscheiden als unvereinbar betrachtet.

Wie schon im Falle des Aktivismus und des Quietismus, so kann auch zum aufklärerischen Streben nach menschlicher Identität, Würde und Freiheit und dem Programm einer umfassenden Entwicklung der Persönlichkeit vieles positiv gesagt werden. Die Frage ist nur, inwieweit es realisierbar ist.

Zum einen ist totale Befreiung und Autonomie des Menschen nicht möglich. Seine vielfältige und wechselseitige fundamentale Verwobenheit mit der Natur – durch Leib und Seele – wird sich als eine nicht zu beseitigende Fremdbestimmung bemerkbar machen. Im übrigen fangen wir heute gerade erst wieder an zu erkennen, wie sehr das befreite Individuum wieder gefangenommen werden kann durch eine Rückkehr von kollektiven Formen des gleichen «Ich», in grösserem Massstab, zum Beispiel im Nationalismus, Rassismus, Klassenbewusstsein und Klassenkampf. Diese gehören zu den starken Mächten, die das Neue Testament unter der Bezeichnung «Fürstentümer und Gewalten» (Röm. 8,38) zusammenfasst, Mächte, von denen nur die Erlösung durch Christus den Menschen erretten und befreien kann.



In der Person Jesu jedoch sehen wir persönliche Freiheit – eine Freiheit, die mit dem Hören vereinbar ist – und Hingabe an Gott miteinander vereint. Als einer, der auf Gott hörte, war Jesus frei von allen menschlichen Bestimmungen, individuell oder kollektiv.

Letztlich sieht die Heilige Schrift den Menschen, weil er unter der Macht der Sünde steht, nicht nur als unfrei, sondern auch als unfähig zu hören, selbst wenn er wollte. Die Ohren des Menschen sind oft verschlossen oder verhärtet, und sein Sinn ist zerstreut; wir gleichen dem ägyptischen Pharao und sind ausserstande, Gottes Wort zu vernehmen. Darum betont das Buch der Sprüche: «Ein hörendes Ohr und ein sehendes Auge, die macht beide der Herr» (Spr. 20,12), und das Neue Testament versichert, dass «beides, das Wollen und das Vollbringen» (Phil. 2,13), Gottes Gabe ist. Hier gilt wie auch sonst, dass unsere «Kraft in der Schwachheit vollendet wird» (2. Kor. 12,9). Die «Kunst des Hörens», von der wir sprechen, ist in Wirklichkeit die göttliche Gabe des Hörens, die aus dem Gebet kommt.

Wenn es eine Fähigkeit gibt, die wir in der nächsten Lebensphase auf unserem Weg brauchen werden, dann sind das nicht die scharfen Zähne und flinken Beine, die man für die «Hetzjagd des Lebens» («rat race») braucht, sondern das hörende Herz, um das König Salomo bat, als ihm von Gott ein Wunsch freigestellt wurde (1. Kö. 3). Das war für ihn der wichtigste Ausrüstungsgegenstand in dem Augenblick, als er die Verantwortung für das ganze Volk Gottes übernehmen musste. Für uns sollte dies hier und jetzt in ähnlicher Weise wesentlich sein, da wir alle gerufen sind, für einen Teil von Gottes Reich auf der Erde verantwortlich zu sein.

Das hörende Herz

Christlich gesprochen ist ein «hörendes Herz» die *conditio sine qua non* für die Erfüllung der neuzeitlichen Forderung nach Freiheit. Dies müsste sich besonders in der westlichen Welt mit ihren mannigfaltigen freiheitlichen Strukturen, die erst noch mit persönlicher Verbindlichkeit gefüllt werden müssen, als wahr erweisen. Auch ist dies das besondere Vermächtnis, das Christen in die heutige, vom Geist aufgeklärter menschlicher Autonomie durchdrungene Gesellschaft einbringen können. Die göttliche Gabe eines «hörenden Herzens» ist nötig sowohl zur Erhaltung der Gesellschaft, als auch für das Überleben und für die Kreativität des persönlichen Glaubens. «Wer Ohren hat, der höre», das sagt Jesus zu Seinen Gegnern (Mt. 11,15) und der Geist zu den Gemeinden (Offb. 2,7).

Eine Bemerkung zum Schluss. Wenn Regent heute wieder einen Jahrgang von Absolventen verabschiedet, dann tut das College gut daran, zurückzuschauen und sich zu fragen: Was haben wir geleistet? Wie werden die aussehen, die unsere Nachfolger sein müssen? Mehr als einmal ergreift der Psalmist die Gelegenheit, über den zukünftigen Verlauf der Geschichte seines Volkes nachzusinnen. Er ist sich dessen bewusst, dass Gott «Wasserbäche trocken»

machen und auch «das Trockene wieder wasserreich» machen kann (Ps. 107,33.35), und zwar nicht nur in der Naturgeschichte, sondern auch in einer geistlichen Geschichte. Was wird, in dieser Perspektive, das Schicksal von Regent College sein? Wie werden zukünftige Generationen von uns und unseren Nachfolgern reden?

Von allen Prioritäten in unserer Lehraufgabe ist die oberste die, dass die Ausbildung dazu beiträgt, die Haltung und Qualität des Hörens auf Gott in menschliche Herzen einzuprägen. Kein Zweifel, unsere Nachfolger werden weiterbauen müssen auf den Fundamenten, die auch wir nicht selbst gelegt, sondern von unseren Vorfahren im Glauben empfangen haben. Es muss weitergehen, aber dies kann nicht im Sinne einer Imitation geschehen. Eine leblose Wiederholung oder auch ein blosses distanzierteres Berichten von der Frömmigkeit der Vorgänger sind nicht genug. Verbindlichkeit muss ihre Qualität in der Haltung des Gebets und des Hörens zeigen, die sich von der direkten Beziehung einer jeden Generation zu Christus als dem Zentrum herleitet. Das ist der Orientierungspunkt, auf den Lehrer ihre Studenten ausrichten müssen. Um ihrer selbst und um ihrer Studenten willen brauchen sie Ruhe und häufige Zeiten der Stille und des Gebets, um zu finden, zu empfangen, und zu

wissen, was ihr erklärtes Ziel, das Ziel ihres Lebens sein soll. Die Studenten müssen sich dieselbe Frage stellen. Die Apostel gewährten ihren jungen Gemeinden die volle Unabhängigkeit. Jede Gemeinde, jede Generation musste ihre eigene unmittelbare Beziehung zu Christus haben. Das Band ihrer Einigkeit war die Glaubensregel (Röm. 12,3) bzw. die «Gestalt der Lehre» (Röm. 6,17), der sie verpflichtet waren, der allgemeine biblische Rahmen und Wegweiser, welcher der ganzen Kirche gegeben worden war. Es war eine Reihe von Überzeugungen, die ihnen gründlich nahegebracht worden waren und noch wurden. Und diese bildeten nun den Massstab ihrer jeweiligen eigenen Predigt, Lehre und Ordnung der Dinge.

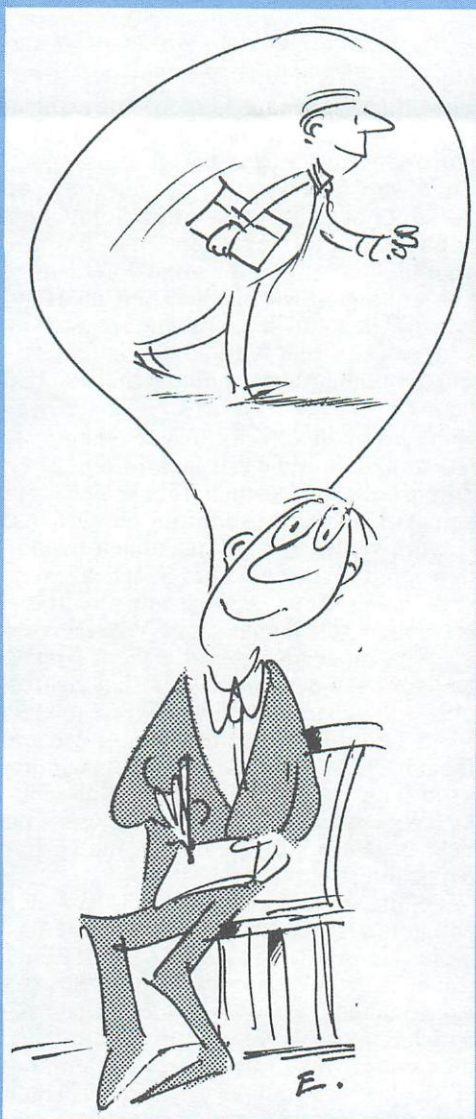
Unsere Nachfolger müssen, wie die Soziologen es nennen, eine «Gemeinschaft der Erinnerung und Hoffnung» und – so würden wir hinzufügen – des Gehorsams (Ps. 78,7) werden. Das muss ihre Identität sein. Gleichzeitig beschreiben die Psalmen eines der grundlegenden Charakteristika des Bundes, dass nämlich seine Glieder grossen Taten und die Herrlichkeit Gottes unter den Völkern verkündigen. Als diejenigen, die zugehört haben, machen sie bekannt, was sie gehört und erfahren haben. In der Verbindung mit ihm, «der das Licht ist und in dem keine Finsternis ist» (1. Joh. 1,5; Jak. 1,7), werden sie selbst wie Leuchttürme sein in der moralischen und geistlichen Finsternis und Wirrnis ihrer Generation.

Von einem praktizierenden Christen darf man Ausstrahlung von Licht und Wärme erwarten, die anderen sowohl Orientierung als auch die Erfahrung von Geborgenheit zuteil werden lässt. Menschen, die auf Gott hören, fördern den Prozess der Heilung, anstatt neue Probleme zu schaffen. Sie werden eine ständige Quelle der Inspiration anstatt einer ständigen Quelle der Irritation für ihre Umgebung. Denken Sie jedoch daran, dass dies nicht eine Sache menschlicher Anstrengung und Errungenschaft ist. Es kommt vom Hören; es

das Resultat von Gemeinschaft mit Christus. Convocation Day. Wir wurden zusammengerufen, um über unsere Vergangenheit und unsere Perspektiven für die Zukunft nachzudenken. Was immer wir getan haben und was wir geworden sind während des letzten Jahres, wir befehlen es in Gottes Hände; das Gute mit Danksagung, das Schlechte mit einem Gebet um Vergebung. Für die Zukunft beten wir, dass uns Gott vor allem zu Höherem machen möge, die auf ihn hören, so dass wir weder träge noch selbstgefällig noch vorschnell seien in unseren Taten, sondern innehalten, um zu hören, und dann ihm folgen und in Einklang mit seinem Willen handeln. Als Hörer werden wir – das ist das andere Paradox für rationalistische Köpfe – Gottes eigenes Volk, «eifrig zu guten Werken» (Tit. 2,14), «die Gott zuvor bereitet hat, dass wir darin wandeln sollen» (Eph. 2,10).

(aus dem Englischen übersetzt von A. Haizmann)

Mit freundlicher Genehmigung des R. Brockhaus Verlages, Wuppertal



«Es ist ein Ruf, aus dem Empfangen heraus zu handeln.»

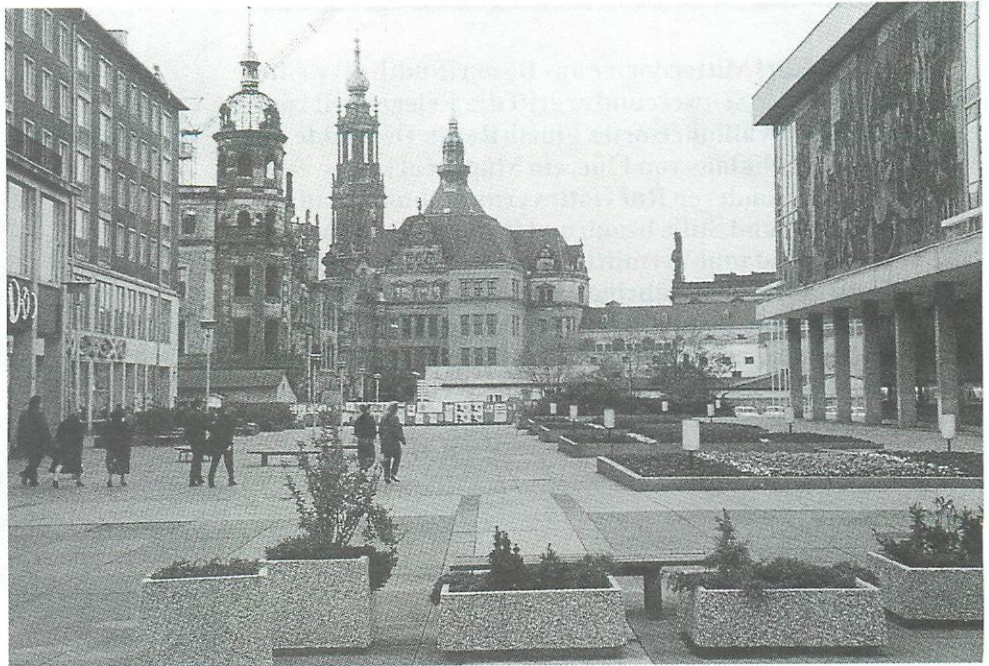
Nach einem Besuch in Dresden

Als ich am 1. April für drei Tage nach Dresden fuhr, war dies meine dritte Reise nach Mitteldeutschland in diesem Jahr. Ich war eingeladen, an einer Tagung zum Thema «Demokratie und Föderalismus in Deutschland» teilzunehmen.

Organisiert war sie von Professor L. Bossle, dem Leiter des Instituts für Demokratieforschung e.V. in Würzburg. Dank sehr kompetenter Referenten war die Tagung äusserst interessant und lehrreich. Die detaillierten und fundierten Beiträge gewährten einen Einblick in die komplizierten und vielschichtigen Teilfragen, welche die Vereinigung der beiden deutschen Staaten mit sich bringen wird. Jedem, der sich mit dieser Frage auseinandersetzt, ist klar, dass sehr viel Kleinarbeit vor uns liegt und zum Teil langfristige Übergangsregelungen am Platze sind.

Es wurde deutlich, dass ein Teil der Entwicklung die objektiven politischen Regierungsentscheide in Bonn und Ostberlin sind; aber der andere wichtige und nicht zu vernachlässigende Teil sind die subjektiven Gefühle der Menschen in Ost und West und die daraus resultierende Psychologie, die vieles entscheidend mit beeinflussen wird.

Die momentane Verwirrung und Verunsicherung fordert die Regierungen in Bonn und Berlin-Ost zum schnellen Handeln, sollen bis Ende dieses Jahres



Dresden (Stadtmitte)

nicht eine weitere Million Menschen übersiedeln.

Kennen- und verstehenlernen

Sehr wichtig waren die Gespräche mit einzelnen Teilnehmern. Da es sich um eine Fachtagung für Journalisten und Meinungsträger handelte, ergaben sich viele Gespräche mit Pressevertretern aus der DDR, die auch eine unterschwellige spürbare allgemeine Angst erwähnten. So sagte ein Teilnehmer: «Wir befürchten, dass die Welle des Materialismus über uns kommt und unsere Wünsche und Hoffnungen kaputt macht.» Ein anderer Teilnehmer sprach von der Furcht vor dem Verlust der eigenen Identität und davor, einvernahmt zu werden.

Um so wichtiger scheinen solche Begegnungen, weil sie die Möglichkeit bieten, sich gegenseitig besser kennenzulernen – und vor allem zu verstehen. Wir im Westen scheinen sehr schnell zu vergessen, dass die DDR-Bürger lange in Unfreiheit leben mussten und sich Handeln

und Denken nicht in sechs Monaten ändern lassen. Ein weiterer Journalist aus der DDR sagte, er habe in diesen drei Tagen mehr über Föderalismus und soziale Marktwirtschaft gelernt als in den letzten zehn Jahren.

Chance und Herausforderung für alle

Für die Menschen in Mitteleuropa ergeben sich heute völlig neue Perspektiven. Aber als Christen muss uns auffallen, dass vor allem über Perspektiven wirtschaftlicher und politischer Natur gesprochen wird. Die Kräfte, die einen wesentlichen Anteil am Umbruch in der DDR hatten, sind zur Seite gedrängt worden und scheinen keine Rolle in der Neugestaltung zu haben. Nur wenige Menschen sprechen heute über den geistigen und geistlichen Aufbruch, der genauso Teil der Neugestaltung sein muss.

Die Ereignisse im Osten könnten die Chance für einen Neuanfang auch bei uns im Westen sein. Das goldene Kalb des Materialismus hat unserer freien, demokratischen Gesellschaft im Westen schwer geschadet. Die Skandale in Wirtschaft und Politik, bei denen es fast immer um Geld und Macht geht, verdeutlichen dies zur Genüge.

Wie es Paul Toaspern von der Geistlichen Gemeinderneuerung in der evangelischen Kirche der DDR ausdrückt: «Was heute not tut, ist eine tiefe innere Umkehr, eine Hinkehr zum Ehrlichwerden, zum Wahrwerden, zur radikalen Abkehr von Lüge, Halbherzigkeit und ständigen Kompromissen. Nur so wird neuer Anfang möglich. Nur so wird das Leben von innen her wahr, wird es ehrlich vor Gott und auch der einzelne Mensch wieder ehrlich vor sich selber.» Dann kann aus dem Umbruch ein Aufbruch für uns alle werden.



Seminar über Föderalismus und Demokratie

Thomas Bräckle

Dr. Karl Mitterdorfer aus Bozen (Südtirol) weilte kürzlich in der Schweiz und ergriff die Gelegenheit zum Besuch des Wallfahrtsortes Flüeli-Ranft. Dort lebte im Mittelalter Niklaus von Flüe, ein Magistrat seiner Zeit, der den besonderen Ruf Gottes ernst nahm, sich in die Einsamkeit und Stille begab und im damaligen Europa oft um Rat und Vermittlung bei Konflikten gebeten wurde. Der langjährige Abgeordnete Mitterdorfer betont, wie Bruder Klaus der Aufforderung Gottes gehorchte, in die Stille und Einsamkeit zu gehen, und wie er gleichzeitig sich wieder der Welt anzunehmen wusste: «...eine Herausforderung für uns Politiker und uns Christen».

Unser Porträt:

Pionier eines anderen Europa



Im Zusammenhang mit der Nationalitätenfrage haben Sie sich zeit Ihres Lebens auch mit kulturellen Belangen und der europäischen Integration beschäftigt. Wie hat denn Ihre öffentliche Arbeit auf diesen Gebieten begonnen? Wurden Sie «gefischt» oder war es eines Ihrer Anliegen – wie kam das zustande?

Eigentlich hatte ich ganz andere Ideen über meinen Lebenslauf, die ich allerdings nie ganz verwirklichen konnte.

1938 hatte ich auf Wunsch meiner Eltern in einer Bank angefangen; man sah damals keine Möglichkeit für ein Weiterstudium. So begann ich bei der Sparkasse in Bozen. Dann kam 1939 die Option, und ich wurde aus der Sparkasse hinausgeschmissen. Ich war 21, als kurz darauf der Krieg ausbrach, und ich leistete 5 Jahre Kriegsdienst. Später studierte ich in Innsbruck. Nach dem Abschluss des Studiums versuchte ich da und dort etwas anzufangen und landete letztlich wieder bei einer Bank, was ich ursprünglich nicht gewollt hatte.

STAATENLOS

Ich hätte allerdings eine Alternative gehabt: nämlich als Geiger ins Innsbrucker Symphonieorchester einzusteigen; dies hätte mir ein Musikstudium ermöglicht. Nachdem ich im Krieg als Flieger gedient hatte, wäre ich gerne in die Fliegerei gegangen, aber das war damals aus verschiedenen Gründen nicht möglich, obwohl der eine oder andere Österreicher bei der Swissair untergekommen ist. Ich selber hatte eine zusätzliche Schwierigkeit: Ich war staatenloser Südtiroler.

So wurde ich schliesslich vom Vizegeneral-

direktor der Sparkasse nach Südtirol gerufen. Dieser versuchte nach dem Krieg die ehemaligen deutschsprachigen Mitarbeiter der Sparkasse, die man bei Kriegsausbruch entlassen hatte, wieder hereinzuholen. Denn die Bevölkerung wollte sich irgendwie vertreten wissen, und in der Bank waren nur noch Italiener angestellt, was für die deutschsprachigen Kunden nicht annehmbar schien. So liess ich mich halt anstellen und trat 1953 wieder bei der Sparkasse ein, und zwar in verschiedenen Filialen, zuletzt im Pinzgau. Dort hatte vor mir ein Italiener als Filialleiter gewirkt, dem die Leute davongelaufen waren, weil die Bevölkerung eine deutschsprachige Vertretung wollte. Ich war ein Jahr dort, und während dieser Zeit setzte man mich ohne mein Wissen auf die Kandidatenliste für die Parlamentswahlen 1958.

Einfach so?

Ja, ohne mein Wissen. Ich war ja nicht einmal Parteimitglied, aber ein Bekannter, der in der Politik die Hand im Spiel hatte, schlug mich vor, und zwar aus einer gewissen politischen Erwägung, von der ich zuerst nichts wusste. Ich wurde ja nicht aufgestellt als einer, der gewählt werden sollte, sondern meine Kandidatur sollte verhindern, dass ein anderer reinkam. Und als unbeschriebenes Blatt bekam ich im Ausschuss die meisten Stimmen. Einem Neuen, den man nicht kennt, gibt man dann sofort das Vertrauen. Ich wollte aber nicht und sagte dies auch dem Parteiohmann Magnago. «Um Gottes willen», sagte er, «Sie sind zwar Durchfallskandidat, das ist klar.» Aber er bitte mich trotzdem zu bleiben, weil sonst die ganze Liste zusammenfalle: Wäre ich zurückgetreten, hätten dies

andere auch getan, denn die Nachfolgekandidaten waren nicht gewünscht. «Na gut», sagte ich. «Wenn Sie sicher sind, dass ich Durchfallskandidat bin, dann kann ich Ihnen den Gefallen schon tun, weil ich mich eigentlich zu nichts verpflichte.»

DREISSIG JAHRE POLITIK

So blieb ich auf der Liste – unter einer Bedingung: Man solle mich mit der Wahlkampagne in Ruhe lassen. Ich wollte ja nicht überall herumreisen. Ich wollte auch nicht in grösseren Ortschaften auftreten, denn ich hatte keine Ahnung, ob ich zum Beispiel reden konnte. Im Pinzgau klapperte ich dann nach Dienstschluss der Bank die verschiedenen kleinen Ortschaften ab. Magnago regte an, ich solle noch in zwei andere kleine Orte kommen. Und leider kam ich halt dennoch durch, und dann war ich drin und musste natürlich beweisen, dass ich trotz der Zufälligkeit diese Aufgabe doch meistern konnte. Daraus ist eine dreissigjährige Tätigkeit geworden. Freilich hatte ich ein gewisses Interesse an der Politik, aber es war nicht meine Idee gewesen.

Sie hatten die italienische Staatsbürgerschaft, aber eine andere Kultur. Heute ist die Minderheitenfrage ja sehr brisant. Namibia nimmt die Verfassung eines Vielvölkerstaates an; in Südafrika gerät in diesem Bereich einiges in Bewegung. In Europa ist es nie zur Ruhe gekommen, und mit der ganzen Entwicklung in Ost- und Mitteleuropa, speziell der Sowjetunion, ist es um so aktueller. Wie sehen Sie das? Denn einerseits besteht eine Bewegung zur Integration hin und andererseits eine zunehmende Ten-

denz in Richtung einer Regionalisierung – der Wunsch, die eigenen Angelegenheiten selbst zu meistern, anstatt es irgend jemanden in der fernen Hauptstadt tun zu lassen. Wie stufen Sie als jemand, der die regionalen Anliegen als Hauptsache seines Mandates führte, dies ein?

Unser europäisches Problem ist ja folgendes: Etwa seit Beginn der Neuzeit besteht das Phänomen des Nationalstaates. Erst zu Ende des Zweiten Weltkrieges wurde der Kulminationspunkt dieser Nationalstaaten erreicht. Aber gleichzeitig wurde auch klar, dass hier etwas in der Konzeption falsch ist, dass es nicht mehr möglich war, den Nationalstaat in der bisherigen Form zu erhalten, wenn man nicht wollte, dass die Dinge von neuem in dieser Form explodierten. Warum? Weil durch die Abkapselung die Grenzen zu heiligen Grenzen geworden waren – die Franzosen und die Italiener begannen ja von «sacre confine» zu sprechen; die Grenzen waren undurchdringlich geworden, sie sollten vollkommen abschirmen – vor allen Dingen, was die Einflüsse anderer Kulturen und anderer Nationen betraf. Sie sollten den Austausch verhindern, und dies führte zu einer Übereinschätzung der eigenen Sprache und Kultur. Ich rede jetzt nicht von den kleinen Staaten und Nationen, sondern von den Kernländern: Spanien, Italien, Deutschland – also dass diese Nationalstaaten und ihre Konkretisierung zu einer überspitzten Einschätzung der eigenen Nation führte.

SPANNUNGEN VORPROGRAMMIERT

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde einfach versucht, durch Ausweisung und Ver-

treibung das Problem der Minderheiten gar nicht wiedererstehen zu lassen, denn die Minderheitenfrage hatte natürlich zu den zwischenstaatlichen Interessenkonflikten mit beigetragen. Man stelle sich folgendes vor: Da ist ein Gebiet annektiert worden, das nicht zu der Nation gehört. Einerseits ist eine nationale Minderheit entstanden, die man einem andern Staat weggenommen hat. Dieser Staat interessierte sich nun für die Bevölkerung in seinem ehemaligen Teil, der andere nannte dies wiederum «Einmischung in die Angelegenheiten einer souveränen Nation». Und dadurch waren Spannungen natürlich vorprogrammiert, man hatte sie förmlich provoziert. Deshalb versuchte jeder Staat, so

schnell wie möglich seine Minderheiten zu assimilieren oder zu vernichten.

Die jüdische Schriftstellerin Hanna Ahrens hat dies in einem Buch sehr klar zum Ausdruck gebracht, dass es den Staaten, die damals über den Minderheitenschutz mitdiskutierten, klar war, dass die Minderheiten auf die Dauer assimiliert oder liquidiert werden müssten. Denn sonst hätten sie diese Absolutheit des Nationalstaates in Frage gestellt. Und so geschah es ja dann auch.

DIE FEHLER WIEDERHOLT

Es muss sich etwas verändern im System des souveränen Nationalstaates, denn bei ▶



Der Plenarsaal im Europahaus, Strassburg

Zukunftsweisende Vorschläge

iges aus dem Autonomiestatut, das Mitterdorfer und seine Kollegen in Bozen und Rom im Laufe der Jahre ausgearbeitet haben, kam erst durch langwierige, manchmal mühsame Verhandlungen zustande. Umso erfreulicher ist es, wenn diese Erfahrungen nun auch andern zugute kommen können. So studierte zum Beispiel die gegenwärtige Regierung Ungarns bei der Vorbereitung der neuen Gesetzgebung für Minderheiten unter anderem auch dieses Südtiroler Autonomiestatut. Darauf erhielt Dr. Mitterdorfer den Entwurf aus Budapest. Interessiert liest er vor:

«...Von ihrem gesetzlichen Recht Gebrauch machend, erklärt die Nationalversammlung der Republik Ungarn feierlich, dass sie das Recht auf nationale, ethnische und sprachliche Identität sowie die besonders individuellen und gemeinschaftlichen Rechte der nationalen, ethnischen und sprachlichen Minderheiten als organischen Teil der universalen Menschenrechte betrachtet... und deren Wahrung und Einhaltung im Hoheitsgebiet Ungarns geltend macht.»

Senator Mitterdorfer kommentiert, kein einziges westliches Land habe je so etwas gesagt. Das sei ganz neu. Es sei einfach notwendig, diese neue Einstellung auch in den Verfassungen zu verankern, wenn man aus der ganzen Misere der Vergangenheit herauskommen und wachsende Spannungen in vielen Ländern entschärfen wolle.

Er unterstreicht, wie wichtig es sei, dass der Entwurf weiter vorsehe, dass «die Verfassung die historischen Traditionen, Sprachen, gegenständlichen und geistigen Kulturgüter der in Ungarn lebenden nationalen, ethnischen und sprachlichen Minderheiten, sowie die Gesamtheit ihrer nationalen Eigenheiten als natürliche Garantie für die individuelle und gemeinschaftliche Identität eine entscheidende Bedingung für das gemeinsame Wohlergehen sei.

Man beabsichtige dort auch, den Volksgruppen eine Rechtspersönlichkeit als Gruppe zu geben, so dass zum Beispiel jemand einen Vertreter seiner eigenen Volksgruppe wählen könne, auch wenn er nicht in den Wahlkreisen wohne, wo jener aufgestellt wurde.

Artikel 12 sehe vor, dass die nationalen, ethnischen und sprachlichen Minderheiten zu den internationalen Organisationen des Minderheitenschutzes «institutionelle Beziehungen ausarbeiten und aufrechterhalten können» – das heisst in Fragen von Recht auf Unterricht in der eigenen Muttersprache usw.

Weiter sei ausgeführt, dass den nationalen, ethnischen und sprachlichen Minderheiten das Recht zustehe, mit der Mutternation oder gleichen ethnischen und sprachlichen Minderheiten in andern Ländern sowie zu deren gesetzlichen Organisationen institutionelle Beziehungen anzuknüpfen und zu pflegen.»

All dies sei höchst erfreulich, aber auch unerlässlich, wenn man das Zusammenleben der verschiedenen Volksgruppen innerhalb der einzelnen Staaten und die notwendige grenzüberschreitende Zusammenarbeit in Europa für die nächsten Jahrzehnte gestalten wolle.

Hochs und Tiefs eines Abgeordneten

Mitterdorfer weiter befragt:

Pionier, Fortsetzung

der Entkolonialisierung wiederholten die europäischen Länder genau die Fehler, die sie in Europa begangen hatten. Zum Beispiel entstand in Nigerien ein Krieg mit 2 Millionen Opfern, nur weil das Volk der Ibo nicht dieser Staatsnation angehören wollte, die ihre Gruppe unterdrückte. Ähnlich liegen die Dinge in vielen weiteren afrikanischen Ländern, wenn sie auch nicht zu Kriegen geführt haben. Denn die Staaten waren nicht nach Stämmen oder Völkern eingerichtet worden, sondern nach Kolonialgebieten. Wir haben also das System der souveränen Nationalstaaten exportiert mit den ganzen Schwierigkeiten, die das diesen Ländern auch heute noch bringt.

EIN NEUES MODELL – EUROPAS AUFGABE

Das ist einer der Gründe, warum Europa verantwortlich ist für ein neues Modell, das den heutigen Notwendigkeiten entspricht. Schuman, de Gasperi, Adenauer und andere haben verstanden, dass etwas ganz Neues notwendig war, dass anstelle dieser nationalen Gegensätze, der sogenannten Erbfeindschaften zwischen den Völkern, etwas ganz Neues treten müsste – eine Möglichkeit zum gegenseitigen Verständnis, der Kooperation, des Interessenausgleiches, und zwar des laufenden. Natürlich bedeutet das einen ganz neuen Anfang, wie gesagt, etwas ganz Neues muss gefunden werden.

War das für Sie auch gedanklich gesehen die Brücke von den nationalen Mandaten zu den europäischen?

Ja, dass ich ins Europäische hineingekommen bin, ging so: Ich war acht Jahre als Abgeordneter des italienischen Parlamentes im Europaparlament, weil es hiess, alle Parteien, auch die kleineren, sollten die Möglichkeit haben, in diesem europäischen Parlament mitzuarbeiten, selbst wenn sie vom Proporzsystem her nicht drangekommen wären.

Das war also schon eine kleine Umsetzung dieses neuen Gedankens?

Nun hat man also dieses neue Europa versucht, das ja nur verstanden werden kann als eine Suche nach jenem neuen Modell, welches das alte Modell des Nationalstaates ersetzt. Gut, es hat eine Reihe von Dingen mitgewirkt. Wirtschaftliche Notwendigkeiten spielten mit nach dem Krieg; auch muss man das Bedürfnis verstehen, die Deutschen in eine grössere Gemeinschaft einzubinden, was jetzt besonders aktuell wird, und es gab viele weitere Gründe. Aber vom Konzept her war es die Suche nach einem neuen Modell, das an die Stelle des alten Nationalstaatenmodelles treten sollte, die Suche nach einem System der Ordnung der zwischenstaatlichen Beziehungen auf einer anderen Basis als derjenigen des nationalen Staates – der klassischen Machtausübung.

Sicher gab es in Ihrer Tätigkeit Durststrecken und hier und da auch Genugtuung, wo man den Eindruck hatte, dass ein Kapitel bis zu einem gewissen Grad aufgearbeitet worden sei. Können Sie das zusammenfassen?

In meiner politischen Tätigkeit gab es natürlich enorme Höhen und Tiefpunkte sowie Momente, in denen ich sagen konnte, ich bin froh und befriedigt, dass dies und jenes gelungen ist. Und es drehte sich natürlich meist um die Interessen meiner Volksgruppe, für die ich zu verhandeln hatte. Die Schwierigkeiten sind, dass dem Staatsvolk, aber auch der Regierung eigentlich das Problem unserer Volksgruppe gar nicht bekannt war – weder von der Geschichte her noch von der Problemen im einzelnen.

Geduld zu langen Verhandlungen

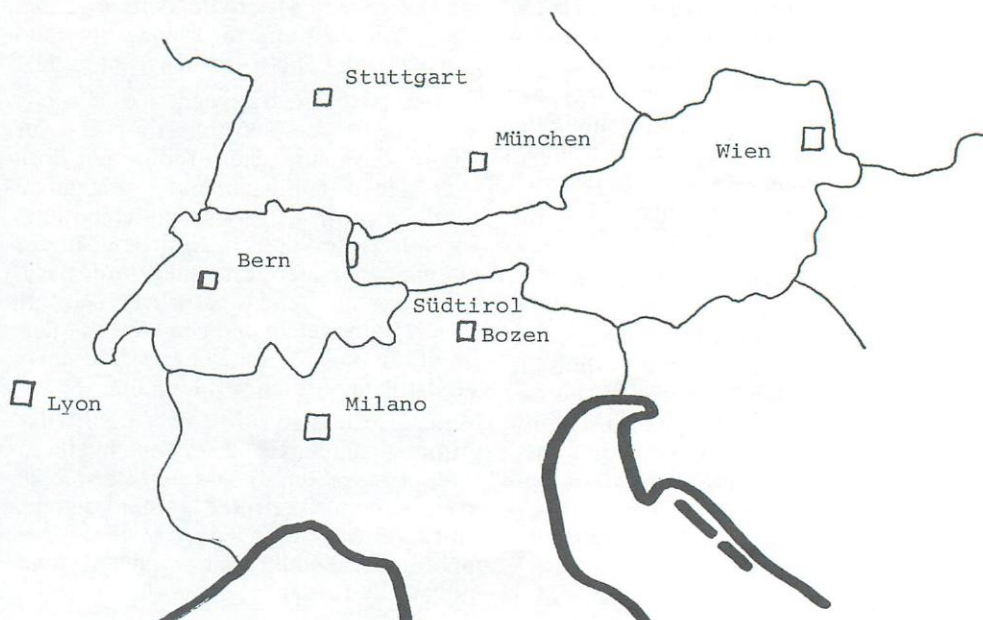
So war die erste Schwierigkeit, diese Mauer des Mangels an Verständnis aufzubrechen, dass man überhaupt begreift, worum es geht. Wir haben unsere Vorstellungen entwickelt, Vorschläge eingebracht, aber früher konnten wir mit der Regierung nie reden, erst als Österreich im Jahre 1960 das Problem vor die Vereinten Nationen brachte und es dort am Ende einer langen Debatte zu einem einstimmigen Beschluss kam, dass die beiden Staaten Österreich und Italien verhandeln müssen über das Pariser Abkommen, das Teil des italienischen Friedensvertrages war. Dort war unter anderem vorgesehen, den Südtirolern eine Autonomie zu geben. Erst nach dem UNO-Beschluss war die Bereitschaft da, mit uns zu reden. Und wie dann die ersten Bombenanschläge erfolgten, wurde man plötzlich hellhörig, darauf setzte die italie-

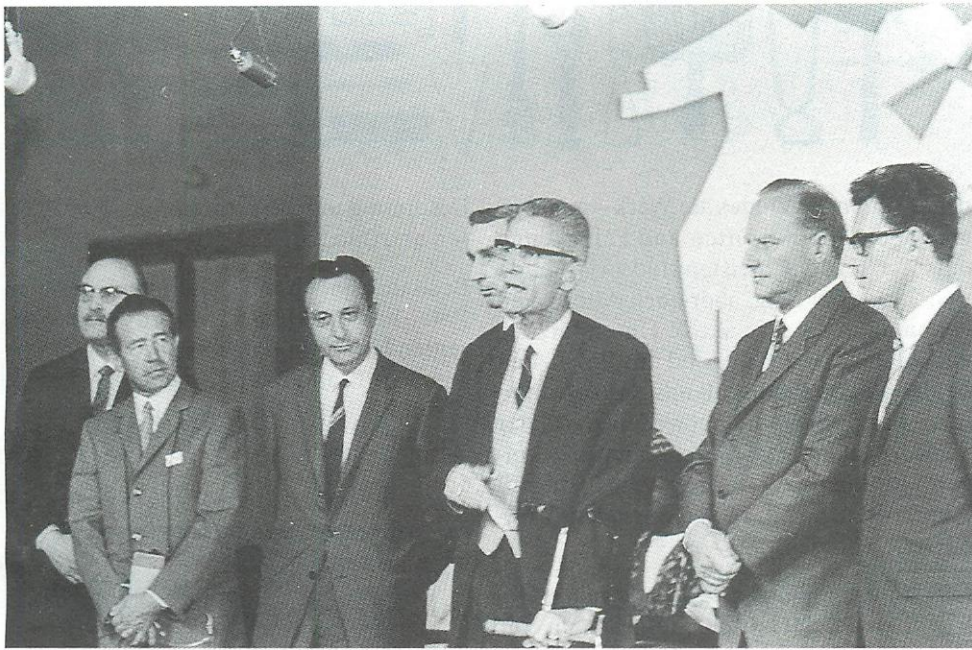
nische Regierung eine sogenannte Neunzehner-Kommission zum Studium des Problems Südtirol ein.

Diese Kommission arbeitete drei Jahre lang und versuchte, den Vertretern der Regierung und den andern im Parlament vertretenen Regierungsparteien, die ja wirklich nichts davon wussten, die Grundlagen einer Minderheitenpolitik klarzumachen. Dort hatten wir die Möglichkeit, etwas zu tun, und das Ergebnis war interessant. Die Verhandlungen zogen sich weiter bis zum Jahr 1969. Im November 1969 behandelte dann unsere Partei das bis dort erzielte Ergebnis auf einer Landesversammlung und stimmte ihm mit einer knappen Mehrheit zu. Von diesem Augenblick an lief die Durchführung dieses sogenannten «Paketes» an. 1972 trat das neue Autonomiestatut in Kraft, und auch die übrigen Massnahmen dieses Paketes wurden allmählich durchgeführt.

Zugang zu den Staatsämtern

Doch heute sind wir ja im Jahre 1990. Nachdem das Statut 1969 vom italienischen Parlament verabschiedet wurde und der österreichische Nationalrat das Verhandlungspaket zur Kenntnis nahm, konnte es anlaufen, ist aber bis heute noch nicht voll in Kraft gesetzt – weil jede einzelne Massnahme zusätzlich eine gesonderte Durchführungsbestimmung braucht. Wir haben aber wichtige Punkte durchgebracht wie z. B. den proportionellen Zugang unserer Volksgruppe zu den Staatsämtern in Südtirol, der für uns ganz konkret grosser Bedeutung ist. Bis dahin wurde nämlich immer gesagt, die Südtiroler müssten beide Sprachen beherrschen. Der italienische Beamte hingegen brauchte das





Vertreter beider Sprachgruppen der Region Südtirol-Trentino in Caux, September 1968

nicht, weil ja die Südtiroler doppelsprachig sind – oder sein müssen. Wir gaben also einen Vorschlag ab; die Regierung stimmte zu. Wir bekamen diese Proportion der Staatsstellen zugesprochen. Das war zum Beispiel ein Erfolg.

Trotz Schwierigkeiten und Vorurteilen

Das waren also die Höhepunkte, wenn Sie so wollen. Schwierig wurde es 1961–1967: die Bombenanschläge, laufend Debatten in der Kammer, alles fiel über uns her. Das waren böse Zeiten, wo man sich wehren musste. Im Oktober 1961 habe ich auch geredet, nachdem so ein Anschlag passiert war – Sprengungen, Materialschaden, sonst war nichts passiert. Als ich begann und den Kollegen zu erklären versuchte, man müsse verstehen, dass wir Südtiroler eine andere Mentalität hätten, weil wir keine Italiener seien, unterbrach mich der damalige Präsident der Abgeordnetenversammlung und spätere Staatspräsident Leone: «Onorevole Mitterdorfer, es gibt in Italien nur ein Volk, und Sie gehören dazu.» Und von den Faschisten hat dann einer geschrieben: «Du sollst stolz darauf sein, dass du Italiener sein darfst.» Sie hatten einfach überhaupt kein Verständnis für unsere Anliegen.

Gefängniszelle reserviert

Einer der Minister, dem ich hoch anrechnete, dass er jene Neunzehner-Kommission

eingesetzt hatte, erzählte mir später auf einer Autofahrt von Strassburg nach Basel, er hätte mich für den gefährlichsten Südtiroler gehalten, weil ich Landeskommandant der Südtiroler Schützen war. Er habe während unserer Aussprache im Innenministerium, wo der Vorschlag der Einsetzung dieser Kommission besprochen werden sollte, unten einen Kastenwagen stehen gehabt, mit dem man mich ins Gefängnis abtransportiert hätte, wo schon die Zelle bereit war! Aber dann haben wir die Kommission angenommen, und die Arbeit fing an.

Ausdauer macht sich bezahlt

In der achten Legislatur im Senat brachte ich sechs Gesetzesanträge ein und hatte die Genugtuung, dass bis Ende der Legislaturperiode fünf davon vom Parlament behandelt und genehmigt worden waren, was gar nicht so selbstverständlich ist, wenn man bedenkt, dass in einer Legislaturperiode über 4000 solche Anträge eingebracht und davon insgesamt vielleicht 200 oder 300 behandelt werden – meistens sind diese auch noch Regierungsanträge oder parlamentarische Entwürfe.

Wir erreichten eine Reihe von recht interessanten Gesetzen, die wichtig waren im Bereich etwa der Gleichstellung unserer Leute in der sozialen und rechtlichen Versorgung und so weiter... All das sind wiederum Dinge, die Freude machen.

«Aus der Stille den Dialog wieder anknüpfen»

Man sollte vor allen Dingen nie meinen, dass Massnahmen und Gesetze das Problem lösen. Es kommt auf den Geist an, in dem diese Gesetze erlassen beziehungsweise durchgeführt werden. Südtirol wurde im Jahre 1918 Italien zugesprochen. Italien hat die deutschsprachige Minderheit im Südtirol nicht gut behandelt. Der italienische Staat unter dem faschistischen Regime hat alles unternommen, um diese Minderheit zu assimilieren. Und die Minderheit hat alles getan, um sich dagegen zu wehren und wieder von diesem Staate wegzukommen.

Nun, wie löst man solche Probleme? Es gibt einen Grundsatz: Selbst wenn du nur 10% Unrecht hast, musst du beginnen, dieses Unrecht einzubekennen. In einer stillen Zeit schrieb ich in mein Büchlein, ich müsste mit dem Führer der Opposition der eigenen Partei sprechen. Das war nicht leicht, denn es gibt einen Grundsatz, dass ein Politiker nie zugeben darf, dass er etwas falsch gemacht hat!

Und ich muss sagen, dass ich durch die Moralische Aufrüstung – durch Caux – tatsächlich eine wesentliche Hilfe erfahren habe, um auch mit dem italienischen Partner, also dem Vertreter des italienischen Staates, das notwendige Gespräch immer wieder weiterzuführen.

Karl Mitterdorfer
in einem Dokumentarfilm-Interview 1971

Sicher ist es so, dass der Mensch, vor allen Dingen der Politiker, seine Ziele zu erreichen versucht und vielleicht gar nicht in Frage stellt, ob diese seine Ziele mit höheren Zielen übereinstimmen. Das ist eine Gefahr, in die jeder Politiker gerät. Ich glaube, es ist sehr wichtig, dass man zumindest einen Versuch macht, diese höheren Ziele mit ins Kalkül zu nehmen und von dort her seine eigenen politischen Ziele zu verfolgen.

In einem Dokumentarfilm
von F. Ladenius 1970

Mitterdorfer in Kürze

Volksgruppen stellen einen Unruheherd dar, wenn sie nicht geschützt sind.

*

Die Volksgruppe ist mit formaljuristischen Mitteln nicht schützbar. Sonderbestimmungen sind notwendig. Artikel sechs der italienischen Verfassung sieht das vor.

*

Der Nationalstaat muss durch Kooperation und Subsidiarität ersetzt werden.

*

Europa kann nicht ein Schmelztiegel sein – Vielfalt führt zur Einheit.

*

Die Entwicklung der Römer Verträge hin zum Europäischen Parlament ist für die Volksgruppen von grösster Bedeutung. Es besteht nun ein Mandat für Regionalpolitik.

Das Europäische Parlament ist begrenzt – der Europarat behandelt Grundsätzliches.

*

Grenzübergreifende Zusammenarbeit und gegenseitige Anerkennung können zur Wiederherstellung der historisch gewachsenen Siedlungsräume führen, ohne den Grenzen wehzutun.

*

Europa heisst Überwindung der Unrechtsentscheidungen.

Caux einmal anders



Bereits sind die Anmeldungen für die diesjährigen Sommerkonferenzen ungewöhnlich zahlreich eingetroffen. Damit alle gut untergebracht werden können, wird in den Zwischenzeiten Unterhaltsarbeit geleistet. In der Woche nach Ostern beteiligten sich Freiwillige zum fünftenmal nach Ostern an den «Arbeits- und Reparaturtagen» in Caux.

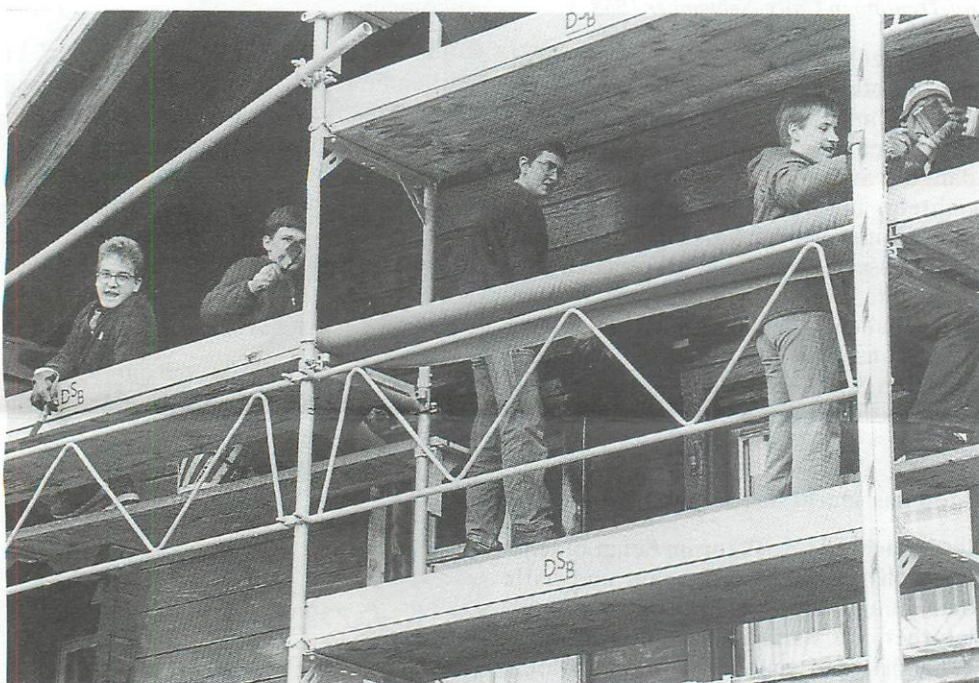
Ein Reporter des «Est Vaudois» besichtigte die verschiedenen Arbeitsplätze und schrieb in seinem Bericht vom 21. April: «Über 160 Personen aus der ganzen Welt sind in verschiedenen Ecken dieses beein-

druckenden Gebäudes am Werk – mit Aufgaben, die ihren Kräften und Fähigkeiten entsprechen. Die meisten sind zwischen 15 und 25 Jahren jung, aber auch Ältere sind gekommen, um ihre aktive Unterstützung anzubieten. (...) Viele sind aus Polen, den beiden Teilen Deutschlands, Grossbritannien, Frankreich und Schweden sowie der Schweiz gekommen. Unter Anleitung einiger Fachkundiger sind sie vor allem mit Anpflanzen, Schmirgeln, Fassaden-Streichen (...) beschäftigt.»

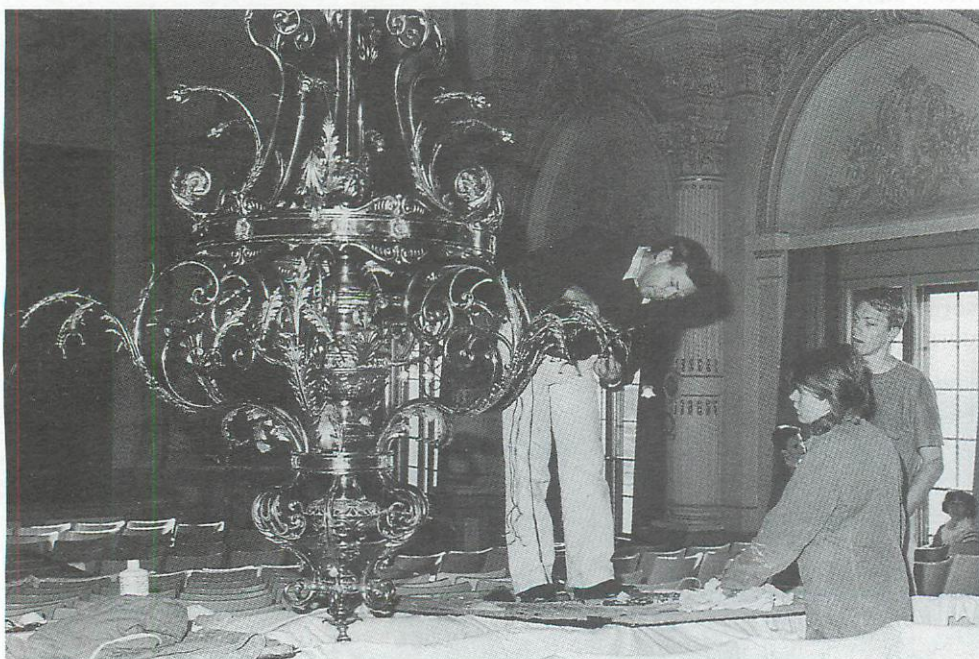
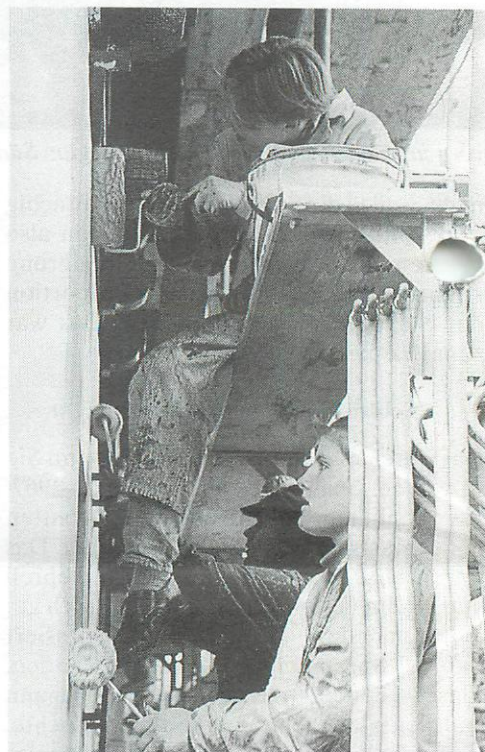
Die Mahlzeiten und die Abende gaben Gelegenheit zu lebhaften Gesprächen, zur

Besinnung und zu gemeinsamem Musizieren und Spielen.

Besonders auch mit den Teilnehmern aus Polen und der DDR kam es zu einem angelegten Erfahrungsaustausch, und ihre Fragen über Freiheit und Glauben waren eine gesunde Herausforderung für alle Anwesenden.



Zehn Lehrlinge und ein Lehrmeister der Fensterfabrik Gasser, Wolhusen LU helfen mit



Sorgfältig reinigen zwei Holländer und eine Teilnehmerin aus der DDR die Kronleuchter im Theater.



Auch hier wird energisch gesungen: «Die Mauer muss weg!»